

Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang VIII.

1894.

1894.

Herausgegeben und redigiert

von

akw. 1450
Dr. XVII. 352.
A. M a n e r - W i d e.

15. Band, 4. u. 5. Heft.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.
XVIII., Widenmannsgasse 6.



Inhalt.

	Seite
Dr. Wekerles Reformprojecte, betreffend die directen Steuern. Von Dr. Karl Mandello	233
Kaiser-Componisten aus dem Hause Habsburg. Von M. R.	263
Jaroslav Vrchlický. Von Edmund Grün	277
Sylvanus saxanus. Von Dr. Fritz Pichler	307
Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn	323

Das commercielle Bildungswesen in Oesterreich-Ungarn zc. Von Franz Glässer. Besprochen von Ludwig Fleischer. — Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen. Von Dr. Kasimir Twardowski. Besprochen von Hans Schmidkunz. — Heimatglocken. Von J. A. Heyl. Besprochen von W. A. Hammer. — Literarisches Jahrbuch. Von Alois John. Besprochen von S. M. Brem.

Oesterreichisch-Ungarische Dichterhalle	337
---	-----

Neue Zeit. Von Franz Tafatscher. — Das Haar der Berenike. Von Ludwig August Frankl. — Trost der Nacht. Von Johann Peter. — Morgendämmerung. Von Victor Feldegg. — Das Lieb. Von Franz Herold. — Antwort. Von A. Mayer-Wyde. — Martin Brandt. Schauspiel in vier Aufzügen von Stephan Milow. Dritter Act.



Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduktion und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Oesterreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Oesterreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Unter der Rubrik „Oesterreichisch-Ungarische Dichterhalle“ bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Oesterreichischen Revue**, ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Oesterreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Oesterreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Oesterreichisch-Ungarischen Revue**, Wien, XVIII. Wildenmannsgasse 6, entgegen.

Die **Oesterreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Se sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Oesterreich-Ungarn:

ganzzählig 9 fl. 60 kr.; halbjählig 4 fl. 80 kr.; vierteljährig 2 fl. 40 kr.

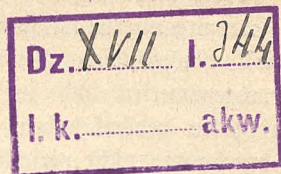
Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzzählig 16 Mark = 20 Francs; halbjählig 8 Mark = 10 Francs; vierteljährig 4 Mark = 5 Francs.

Für das übrige Ausland:

ganzzähr. 25 Francs = 20 Schilling; halbjähr. 13 Francs = 10 Schilling 4 Pence.

Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn 1 fl.; für das Ausland Mark 2 = 2.50 Francs.



Dr. Wekerles Reformprojecte, betreffend die directen Steuern.

Von Dr. Karl Mandellö.

Budapest.

Ehe wir die Vorschläge des königlich ungarischen Finanzministers zur Reform der directen Steuern bekannt geben, wollen wir der Denkschrift, welche der Enquête vorgelegt wird, jene Stellen entnehmen, die das Historicum der Angelegenheit und die veranlassenden Ursachen sowie die leitenden Principien zu dieser Reform ins Licht setzen.

Der Finanzminister constatirt vor allem, daß die directen Steuern als ein fremdes Element im Jahre 1867 nach Ungarn verpflanzt wurden, und daß die Legislative die Adoption dieser anfangs provisorisch in Geltung stehenden, später aber definitiv werdenden Steuermodalitäten nur unter der Voraussetzung und in der Absicht vornahm, daß eine Reform derselben unweigerlich erfolgen müsse. Es seien auch thatsächlich kleinere Reformen schon bei der ersten Rezipierung dieses Gesetzes im Jahre 1868 durchgeführt worden, welche einen Theil der Disproportionalitäten, namentlich bei der Haussteuer eliminierten. Auch in späteren Jahren erfolgten Modificationen, diese hatten aber lediglich die Steigerung der öffentlichen Einnahmen zum Ziele. Die wichtigeren Modificationen wurden erst im Jahre 1875 in Angriff genommen und bezogen sich auf verhältnismäßigere Vertheilung der Lasten. Allein auch ihnen fehlt der eigentliche Charakter einer qualitativen Reform; denn auch hier war Zweck und unmittelbarer Beweggrund die erwähnte Einnahmensteigerung. Im Grunde genommen, ständen wir also in Ungarn bezüglich der directen Steuern noch immer auf demselben Standpunkte wie im Jahre 1875. Nur habe sich die Lage insofern geändert, als heute durch Zunahme der Zahlungsfähigkeit auch die Pünktlichkeit in der Abstattung allgemeiner geworden

und in das allgemeine Bewußtsein getreten ist. Aber auch dies sei nur mehr als äquipariert durch den außerordentlichen Lastenzuwachs, der durch Municipalabgaben entstanden ist.

Noch mehr als dies aber haben in vielen Gegenden des Landes die Stromregulierungskosten ungemein belastend auf die Steuerträger gewirkt, obichon diese Beträge zu Investitionen, zur Steigerung des Vermögenswertes und zur Erhöhung des Erträgnisses von Privatwirtschaften gedient haben. Auch könne sich das Finanzministerium der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die öffentlichen Bedürfnisse, so die staatlichen wie die municipalen, wenn wir in Ungarn nicht den Weg der Entwicklung und des Fortschrittes, den wir betreten haben, wieder verlassen wollen, sich noch lange in aufsteigender Richtung bewegen werden. Man könne daher den Schlüssel der Lösung der Steuerreformfrage nicht in einer Herabsetzung der öffentlichen Lasten, sondern darin suchen, daß diese Lasten erträglicher gemacht und in bessere proportionale Verhältnisse gebracht werden. Überhaupt sei die Situation eine solche, daß durch einseitig finanzielle Verfügungen unsere finanziellen Übelstände nicht saniert werden könnten, sondern nur durch eine consequente, systematische und sich auf alle Branchen erstreckende Evolution der wirtschaftlichen Verhältnisse. Immerhin sei die Zeit zur Durchführung von Steuerreformen gekommen, und der Minister findet die Gegenwart hierzu für geeignet, weil momentan keine Steigerung der Lasten nothwendig ist und man daher ausschließlich von einer richtigeren und verhältnismäßigeren Vertheilung der directen Steuern sich leiten lassen könne; weil ferner die wirtschaftlichen Erwerbsquellen zunehmen und daher auch die Steuererträge, wenn auch nicht sofort, so doch nach dem völligen Inslebentreten der Reformen eine natürliche Steigerung gewärtigen lassen, bei solch steigender Tendenz der Erwerbsquellen aber auch gewisse einzelne Erleichterungen möglich seien. Endlich aber sei auch der Umstand einer Steuerreform günstig, daß der Finanzminister seit den letzten Jahren die Staatsvoranschläge nicht bis auf den letzten Kreuzer so abfassen mußte, daß sie keine günstigen Schlussrechnungen gewärtigen lassen, sondern vielmehr so, daß die thatsächlichen Ergebnisse Überschüsse als Resultat aufweisen. Schließlich und letztlich hänge aber die Steuerreform auch mit der Verwaltungsreform zusammen, und da wir in Ungarn vor der Schwelle der letzteren stehen und sie binnen kurzem verwirklichen werden, können wir die Steuerreform auch deshalb inauguriere, weil für deren richtige Durchführung auch die reformierte Administration

eine Gewähr bietet. Nicht außer Auge lassen könne man jedoch, daß mit der Reform der Staatssteuer allein die Frage absolut nicht lösbar ist, weil die municipalen, communalen und sonstigen Leistungen bereits eine sehr große Rolle spielen und in Form von Zuschlägen vielerlei Steuern eingehoben werden, die erhebliche Leistungen repräsentieren. So sei durchschnittlich in Ungarn der Gemeindefuzschlag in kleinen und großen Gemeinden 30 Procent, in Städten mit geordnetem Magistrat 25 Procent, in Städten mit Municipalrecht 38 Procent, ferner der Comitatzufschlag durchschnittlich 4.731 Procent, die Straßensteuer durchschnittlich 8.2 Procent, die Schulsteuer durchschnittlich in 908 Gemeinden Ungarns 5 Procent; in anderen werde auch zu Zwecken der Kinderbewahranstalten ein Zuschlag erhoben. Endlich machte, wie vorerwähnt, der Stromregulierungsbeitrag, wo er existiert, die Last zu einer fast unerträglichen, was noch verschlimmert wird durch den Umstand, daß zwar die Grundsteuer und der allgemeine Einkommensteuerzuschlag (berechnet nach dem Jahresdurchschnitte der ersten sechsmonatlichen Erhaltungskosten sowie nach 8 Procent des Herstellungsbetrages für Schutzbauten) vom Staate den Inundationsgesellschaften rückvergütet, aber die Municipalzuschläge auch nach diesen Restitutionen von den einzelnen eingehoben werden. Stellenweise wird die Lage noch unerträglicher durch kirchliche Steuern, unter denen insbesondere die „párber“ (Secticalsteuer) die ärmere Volksklasse bedrückt, und welche in vielen Fällen allein mehr ausmachen als die sämtlichen übrigen Abgaben zusammen.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß die Steuerreform sich nur dann zu einer durchgreifenden gestalten läßt, wenn eine Beschränkung der municipalen Steuern, eine Vereinfachung ihrer Manipulation, eine wirksamere Controle derselben und eine organische Verbindung dieser Steuergattungen mit den staatlichen Abgaben herbeigeführt wird. Nun werden aber diese Fragen erst in den Gesekentwürfen über die Reform der Administration ihre Lösung finden. Es müssen die Erhöhungen von Municipalsteuern von gewissen Vorbedingungen abhängig gemacht und an die Genehmigung höherer Behörden geknüpft werden. Was die kirchlichen Abgaben betrifft, werden diese erst unter Anhörung der competenten Factoren und im Einvernehmen mit denselben durch besondere Gesetze möglich werden, welche das Maß, die Manipulation und die Einhebung dieser Abgaben regeln werden. Aus alldem folgt einerseits, daß sich der Minister für jetzt auf die Reform der staatlichen directen Steuern beschränken müsse, andererseits aber,

daß diese Reformen nur den ersten Schritt zu dem ganzen Reformwerke bilden können.

Es sind aber bei den directen Staatssteuern einige Einnahmequellen mitenthaltend, die keinen inneren Zusammenhang mit den directen Staatssteuern haben, wie die Jagd- und Waffensteuer, die Militärbefreiungs-Taxe, die Gewinnsteuer und die Transportsteuer, und diese Steuergattungen mußten daher aus dem Kreise, auf welchen sich die Reform erstrecken soll, ausgeschieden werden, weil das Ziel der in Rede stehenden Reformen nur darin bestehen konnte, die Einnahmen eines Steuersubjectes einzeln oder in ihrer Gesammtheit zu regeln und alle jene Abgaben, welche das Steuersubject und seine Einnahmen direct berühren, in ihrem organischen Ganzen zum Gegenstande der Reformmaßnahmen zu machen. Deshalb hat der Minister auch jene Steuern, deren Abänderung gar nicht in Absicht ist, zu dem Zwecke, daß die Gesammtheit der Einnahmen des Individuums in Betracht genommen werden könne, mit in sein Elaborat aufgenommen.

Die Hauptprincipien, welche bei den einzelnen Steuergattungen maßgebend waren, sind folgende.

Die Grundsteuer, welche nach vieljährigen Arbeiten erst vor kurzem geregelt wurde, ja deren Regelung zum Theil noch im Zuge ist, wollte der Minister einer neueren Modification nicht unterziehen, obwohl er sich der Wahrnehmung nicht verschließt, daß der Grundsteuercataster unter zwei großen Fehlern leidet: 1. ist das im Cataster ausgewiesene Reineinkommen der Wirklichkeit nicht entsprechend; 2. ist dieses Einkommen auch nicht in allen Landestheilen verhältnismäßig festgestellt. Beide Fehler jedoch sind glücklicherweise in Abnahme begriffen; denn der Reinertrag ist im Cataster gegenüber dem thatsächlichen Ertrage nicht niedriger, sondern höher ausgewiesen. Nun steigt aber das thatsächliche Reinerträgnis, es wird also mit der Zeit die Differenz zwischen dem im Cataster ausgewiesenen und dem thatsächlichen Reinertrage geringer. Andererseits hebt sich durch die Entwicklung des Verkehrsnetzes das Erträgnis einzelner Besitzthümer, und infolge dessen stellt sich auch die Disproportionalität als in der Abnahme begriffen dar. Die Herstellung des Catasters dauerte von 1850 bis 1860 und kam auf 25 Millionen Gulden zu stehen. Die zweite, verbessernde Herstellung wurde im Jahre 1875 begonnen, dauerte ebenfalls zehn Jahre und kostete 21.7 Millionen Gulden. Unter solchen Umständen war an eine neuerliche Catasterausarbeitung

nicht zu denken. Diese Beweggründe schlossen auch die Möglichkeit dessen aus, daß der Minister jetzt auf einen anderen Grundsteuer-Modus, z. B. auf den Wertcataster übergehe, was vielleicht ebenso kostspielig wäre als der Einkommencataster und bei uns sowohl durch die procentuale Höhe der Grundsteuer ausgeschlossen ist, als auch deswegen, weil der Wert des Grundbesitzes in Ungarn größere Fluctuationen zeigt als der Ertrag. Es konnten daher bei der Grundsteuer nur die noch im Zuge befindlichen Catasteroperate berücksichtigt und den Verfügungen des Gesetzartikels XLVI: 1883 entsprechend die Procente der Grundsteuer festgestellt werden. Die noch im Zuge befindlichen Catasterelaborate erstrecken sich auf die Richtigstellung des Inundations-terrains der Stromregulierungs-gesellschaften, auf die Fertigstellung neuerer Grundsteueroperate infolge der Commassationen und Parcellierungen und auf die Aufnahme des stabilen Catasters. Gerade bei diesen Arbeiten aber kommen die schreiendsten Disproportionalitäten zutage und können daher im Laufe dieser Arbeiten rectificiert werden, wozu jedoch neuere legislatorische Maßnahmen kaum nöthig sind. Ungeachtet aller erwähnten Erwägungen braucht das Procentuale der Grundsteuer eine legislatorische Verfügung. Unsere Grundsteuer war ohne den Grundentlastungsbeitrag im Gesetzartikel XL: 1881 mit 29 Millionen Gulden contingentiert, sie wurde im Gesetzartikel XLVI: 1883 auf 26 Millionen Gulden herabgesetzt. Hierzu kommt noch entsprechend dem § 3 des Gesetzartikels XL: 1881 der Grundentlastungsbeitrag, der in Ungarn mit Ausnahme der Militärgrenzbezirke 11,000.000, in Croatien-Slavonien 812.265 Gulden beträgt. Damit aber dieser insgesammt 37·8 Millionen Gulden übersteigende Betrag ausgeworfen werden könne, mußte das Grundsteuerprocentuale von dem durchschnittlich 151,789.891 Gulden ausmachenden Reineinkommen mit 17·1 Procent, der Grundsteuerbeitrag aber mit 8·4 Procent fixiert werden. Der Minister zieht ferner in Erwägung, daß laut Schlussrechnungen thatsächlich von 1887 bis 1891 nur 34·9 Millionen Gulden jährlich einfließen (gegenüber obigen 37·8 Millionen Gulden Bedarf), das Deficit daher rund 2½ Millionen Gulden betrug, so daß man eigentlich, um die contingentierte Summe thatsächlich zu erreichen, das Procentuale der Grundsteuer erhöhen mußte. Ungeachtet dessen hält er dieses Vorgehen nicht für motiviert. Die contingentierte Summe habe nämlich nur den Charakter eines Calculationschlüssels und wurde nur als Rechnungsbasis angenommen; allein er glaubt auch nicht, daß es möglich wäre, das Contingent herabzusetzen, nicht

nur weil dieser Schlüssel bereits ein gewohnheitsgemäßer ist, sondern auch deshalb nicht, damit nicht die darauf beruhenden municipalen und sonstigen Steuern ebenfalls reducirt würden, dann aber auch aus dem Grunde nicht, weil das thatsächliche Erträgnis durchschnittlich bereits bedeutend größer ist als das im Cataster ausgewiesene. In Bezug auf die Grundsteuer hat sich deshalb der Finanzminister darauf beschränkt, in jenen Landestheilen, wo die Grundentlastungsbeiträge auch bisher bezahlt wurden, den Grundsteuerschlüssel auf 25 Procent, in der Militärgrenze aber, wo dieser Grundentlastungsbeitrag nicht gezahlt worden ist, auf 18 Procent derart festzustellen, daß diese Feststellung bis zu einer neuerlichen Aufnahme unverändert bleibe, und daß die Steuerabschreibungen, Nachlässe und Befreiungen auf Rechnung des Staates übernommen werden. Diese Abschreibungen, Nachlässe und Befreiungen machten nach dem Stande des Jahres 1891 2,885.862 Gulden aus. Durch die Übernahme derselben auf das Staatsconto wird also dasselbe erzielt, als ob das heutige Grundsteuercontingent um 7.63 Procent, also die thatsächlich bezahlte Grundsteuer um $\frac{1}{2}$ Procent herabgesetzt würde. Obgleich hier eine Unveränderlichkeit der Grundsteuer für eine gewisse Zeit verfügt wird, wünschte der Minister doch bei beträchtlichen Veränderungen der Culturbranchen zeitweilig diese auch in der Grundsteuer zum Ausdrucke bringen zu können. Er wußte aber diesbezüglich keinen anderen Ausweg, als sich an die allgemeine Reambulation zu halten, die am zweckmäßigsten alle 10 bis 15 Jahre vorzunehmen wäre.

Die Haussteuer betreffend, findet der Finanzminister nach den im Jahre 1875 und im Jahre 1883 von der Legislative vorgenommenen Modificationen, daß gegen die Proportionalität derselben kaum ein Einwand zu erheben wäre. Die noch vorhandenen Disproportionalitäten könnten kaum bei irgendeiner Haussteuer vermieden werden, weshalb der Besteuerungsmodus, welcher den Mietwert der Häuser dort, wo dies möglich ist, zur Basis nimmt, beibehalten werden müsse. Namentlich sei dort, wo die Häuser vermietet sind, oder wo ein großer Theil der Wohnungsabicationen im Mietwege verwertet wird, die Miete der nichtvermieteten Wohnungstheile im Wege der Parification festzustellen, während dort, wo nur ein kleiner Theil oder gar kein Theil des Hauses in Miete gegeben ist, diese Parification unmöglich werde und man daher das bisherige System auch ferner aufrechterhalten müsse, gemäß welchem sowohl die Hausclassensteuer als die Hausmietsteuer eingehoben werden. Es finden sich zwar bei diesem System

einige Unverhältnismäßigkeiten, namentlich bei der Hausmietsteuer. Bei dieser ist zwischen jener Hausclassensteuer, die nach Localitäten ausgeworfen wird, die sich an Orten befinden, welche der allgemeinen Hausmietsteuer nicht unterliegen und nicht in Miete gegeben sind, und zwischen jener Hausmietsteuer, welche nach gleichfalls nicht vermieteten, aber nach Wohnungstheilen, die sich an der allgemeinen Hausmietsteuer unterliegenden Orten befinden, ausgeworfen wird, kein richtiges Verhältniß. Allein auch in Betreff der Hausclassensteuer herrscht eine Disproportionalität, nämlich daß die Wohnungstheile ohne Rücksicht auf ihre Größe und Benutzbarkeit in den verschiedenen Scalen einem gleichförmigen Steuerfusse unterzogen sind. Diese Disproportionalitäten waren jedoch nicht zu vermeiden; sie sind übrigens bei der Hausclassensteuer nicht fühlbar, weil diese im Verhältnisse zur Hausmietsteuer noch sehr mäßig ist, so daß sie auch dem Gebrauchswerte des am wenigsten benutzbaren Wohnungstheiles entsprechen. Die Eliminierung dieser Disproportionalitäten hat der Minister nicht beantragt, weil die zu erzielenden Vortheile nicht ins Gewicht fallen im Vergleiche mit jenem Vortheile, daß die Haussteuer schon ins praktische Leben übergegangen ist. Er hat sich darauf beschränkt, bei der Erwerbsteuer zweiter Classe Vorschläge zu machen, die gerade die Lasten von jenen Häusern erleichtern, bei denen die Haussteuerleistung verhältnismäßig zum Nutzwerte geringer ist; er that dies aus dem Grunde, weil dort die Disproportionalität zwar nicht bei der Haussteuer, sondern bei der Erwerbsteuer in größerem Maße zutage tritt, um einigermaßen der ärmeren Volksklasse eine Ausgleichung für die übermäßige Belastung bieten zu können. Übrigens bemerkt der Minister, daß der Übelstand unserer Haussteuer, insbesondere aber der Hausmietsteuer deren Höhe sei. Neben der italienischen und österreichischen Haussteuer ist die unserige eine der höchsten auf dem Continente. Trotzdem gestatten unsere finanziellen Verhältnisse keine Herabsetzung derselben. Die wirtschaftliche Lage ist aber eine derartige, daß, wenn man an Herabsetzung der Sätze directer Steuern denkt, diese nicht bei der Haussteuer zu beginnen wäre. Wir haben nämlich bei uns die Erfahrung, daß, während der Grundbesitz und das mobile Capital sich hoch verzinsen und der Steuer unterworfen werden, das in Häusern investierte Capital vom Standpunkte des Ertragnisses sich mit mäßigen Zinsen begnügt; dies rechtfertigt daher auch, daß wir an der materiellen Disposition der Haussteuer nichts ändern sollen.

Indes gibt doch die Höhe des Steuersatzes Anlaß, bei der Manipulation der Haussteuer, insbesondere bei dem gegenwärtigen Auswerfungsmodus der Hauszinssteuer Veränderungen zu proponieren. Die Disposition des Gesetzartikels XLIV: 1883, daß die Hausmietsteuer auf drei Jahre festgestellt wird und zwar nach jener Miete, welche in dem ersten der dreijährigen Steuerauswerfungsperiode vorangehenden Jahre bezogen wurde, hat zwar einige Manipulationserleichterungen mit sich gebracht, aber sie reagiert auch auf gewisse materielle Dispositionen, da die mittlerweile eingetretenen Mietveränderungen in der Steuer nicht zum Ausdruck kommen. Bei steigendem Hausmietertragnisse hat dieses Vorgehen einige Vortheile für die Steuerträger und einige Nachtheile für den Staat, bei sinkenden Hausmieten aber leidet der Steuerträger einen Verlust. Nun würde zwar bei kleinen Steuersätzen diese Fluctuation keine große Bedeutung für die Steuerträger haben; wo aber, wie bei uns, der Staat einen so beträchtlichen Theil des Häusertragnisses als Steuer einhebt, könnte im Falle des Sinkens des Hausmietertragnisses, insbesondere bei den mit Hypotheken belasteten Häusern diese Modalität des Steuerauswerfens für die Steuerträger zu einer Krise führen. Dies sieht man besonders in der k. ung. Haupt- und Residenzstadt und im allgemeinen an solchen Orten, wo Neubauten in größerem Maße vorgenommen werden. Es zeigt sich nämlich, daß das Mietertragnis der alten Häuser, trotzdem die Hausmiete im allgemeinen eine steigende Tendenz aufweist, abnimmt und dadurch die Steuerfähigkeit angegriffen wird; denn die mit dem sinkenden Einkommen höhere Steuer verglichen trifft den Steuerträger gerade dann, wenn sein Einkommen im Rückschritte ist. Diese Erscheinung zeigt sich schon jetzt in einer Periode des Aufschwunges, während die Hausmieten eine steigende Tendenz aufweisen. Was würde aber geschehen, wenn sich Verhältnisse einstellen würden, mit welchen man im wirtschaftlichen Leben immer rechnen muß, daß nämlich die stürmische Entwicklung durch Stagnation oder Rückfall abgelöst würde? Dann könnte dieser Auswerfungsmodus der Hausmietsteuer direct zu unhaltbaren Zuständen führen, und der als Basis dienende Steuersatz würde eine Potenzierung der Krise hervorrufen. Man muß daher aus unserem Steuersystem jene Maßnahmen eliminieren, welche diese Umstände zur Folge haben und im allgemeinen gesprochen zu naturwidrigen Bauinvestitionen führen, indem sie den Hauseigenthümer noch mehr dazu anspornen, an Stelle des noch brauchbaren alten Gebäudes zu Neubauten zu schreiten. Der Minister gelangt

daher in Bezug auf die Haussteuer zu der Folgerung, daß, abgesehen von der Reform jener Steuern, welche eine Rückwirkung auf die Abgaben nach Häusern ausüben, wie insbesondere die Reform der Erwerbsteuer zweiter Classe und des allgemeinen Einkommensteuerzuschlages, die Haussteuer an sich nicht zu reformieren sei; daß aber die Modification ins Leben treten müsse, daß die Haussteuer nicht auf einen dreijährigen Cyklus, sondern vom Jahre 1895 an, entsprechend dem thatsächlichen Einkommen, jährlich festgestellt werde, was auch auf die materiellen Dispositionen eine Rückwirkung ausüben würde.

Die Erwerbsteuern betreffend, welche verschiedener Natur sind, wird zuerst von der Erwerbsteuer zweiter Classe gesprochen,¹⁾ welche eigentlich nicht unmittelbar die Einnahmen des Steuerträgers berührt, sondern das aus anderen Quellen herrührende Einkommen als Steuerauswerfungsbasis annimmt. Insbesondere wird das Erträgnis von Grund und Boden und von Häusern, das Zinserträgnis des Capitals und die Rente unter dem Titel, daß diese Einnahmen durch die persönliche Thätigkeit des Steuerträgers gesteigert werden, noch separat mit 2, 3 und 4 Gulden belastet, je nachdem die Steuerbasis sich auf 50, 100 Gulden oder darüber erstreckt. Die Erwerbsteuer zweiter Classe tritt demnach bei uns an die Stelle der sogenannten Bodenindustriesteuer; sie tangiert jenes Erträgnis, welches der Grundeigenthümer über das Realerträgnis des Grundbesitzes hinaus durch seine persönliche Wirksamkeit producirt. Dieses Princip ist jedoch nicht consequent durchgeführt; denn auch jener Grundeigenthümer zahlt diese Bodenindustriesteuer, welcher seinen Besitz nicht selbst manipuliert, sondern ihn in Pacht gibt, obschon in der Erwerbsteuer des Pächters schon diese Bodenindustriesteuer enthalten ist. Auch der Hauseigenthümer zahlt nach ähnlichen Principien die Erwerbsteuer, ohne Rücksicht darauf, ob der Eigenthümer selbst das Haus nutzbar macht, oder ob er es einem anderen in Altermiete oder zu sonstiger Verwertung in Nutzung gibt. In Bezug auf die Hausclassensteuer läßt sich dies eigentlich für nichts anderes ansehen als für einen ergänzenden Theil, der bei kleinen Sätzen dem Steuerträger eine größere Last aufbürdet als die Hausclassensteuer selbst. Bei der Capitalzins- und Rentensteuer hat dieser Vorgang keine Berechtigung; denn das aus dem Capital herrührende Zinserträgnis ist in seiner Gänze schon der Steuer unter-

¹⁾ Hierher gehören die Grund- und Hausbesitzer und die mit Capitalzins und Rentensteuer Belasteten.

zogen, so daß hier die Erwerbsteuer zweiter Classe eigentlich nur als ein Zuschlag zur Capitalzinssteuer betrachtet werden kann. Wenn nun auch der Minister der Bodenindustriesteuer eine principielle Berechtigung zuspricht, glaubt er doch, daß consequenterweise hieraus folgen würde, die persönliche Mitwirkung sei in ein richtigeres Verhältnis zu bringen zu dem Ertragnisse des Grundbesitzes, beziehungsweise zu der Steuer hierauf, und andererseits sei in solchen Fällen, wo die persönliche Mitwirkung zur Steigerung des Ertragnisses des Grundbesitzes nicht beiträgt, diese Bodenindustriesteuer nicht anzuwenden. Dasselbe wäre auch in Beziehung auf die Hausclassensteuer zu bemerken, während bei der Capitalzinssteuer auch die principielle Berechtigung zu dieser Bodenindustriesteuer wegfällt, da ja der durch persönliche Thätigkeit hervorgerufene höhere Zinsertrag schon in der höheren Capitalzinssteuer seinen Ausdruck findet. Dasselbe steht auch in vieler Hinsicht in Bezug auf die Hauszinssteuer. — Wenn nun trotz alldem die Erwerbsteuer zweiter Classe für alle diese Fälle aufrechterhalten werden soll, geschieht dies in Bezug auf die Hausmietsteuer deshalb, weil sie erst nach Abzug des Wertverminderungs- und Erhaltungsprocentis ausgeworfen wird, auf deren Ermäßigung die persönliche Thätigkeit des Eigenthümers bereits einen beträchtlichen Einfluß übt; allein auch der fiskalische Beweggrund, daß diese Einkommenquelle für den Staat unentbehrlich ist, gibt dem Minister Grund zur Aufrechterhaltung derselben. Es kann daher nach dem Gesagten nur eine proportionellere Vertheilung der Erwerbsteuer zweiter Classe, d. h. deren Herabsetzung bei kleinerer Steuerbasis und deren Erhöhung bei größerer Steuerbasis proponiert werden. Bei letzterer muß aber das richtige Maß eingehalten werden, weil ja die Steuer in vielen Fällen keine principielle Berechtigung hat und nur als ein mäßiger Zuschlag figurieren darf. Um diese bessere Proportionalisierung zu erleichtern, hält der Minister die Herabsetzung des kleinsten Steuersatzes von zwei Gulden und die Erhöhung des höchsten Steuersatzes von vier Gulden für ersprißlich. Er würde es nicht für zweckmäßig erachten, die Erwerbsteuer zweiter Classe procentuell auszuwerfen, obwohl sich theoretisch viele Motive zugunsten dieser Modalität aufbringen ließen, denn die Durchführung wäre mit großen Manipulationschwierigkeiten verbunden. Auch ließe sich eine das richtige Maß einhaltende Modalität kaum finden. Außerdem spreche gegen die procentuale Steuer zugunsten der in fixen Sätzen bestimmten, daß man bei Durchführung der Vorschläge zur Steuerreform mit sicheren Factoren rechnen müsse,

was nur bei Annahme der fixen Sätze für die Erwerbsteuer zweiter Classe erreichbar ist. Für das Zweckmäßigste hält der Minister, an Stelle der von zwei bis vier Gulden sich erstreckenden Scala der Erwerbsteuer zweiter Classe eine solche von 1 Gulden bis 14 Gulden aufzustellen. Dies würde dem Zwecke entsprechen, diese Steuer in richtigeres Verhältniß zu den als Basis derselben dienenden Hauptsteuern zu bringen. Es würde die Lage der ärmsten Volksclassen erleichtern, weil die kleineren Hausbesitzer und Grundbesitzer nur die Hälfte der bisherigen Erwerbsteuer zweiter Classe zu entrichten hätten. Der Minister entwickelt ferner, daß es nicht motiviert wäre, die kleinen Steuerzahler aus dieser Steuer ganz wegzulassen. Man darf bei dieser Steuer kein Existenzminimum fixieren, und man kann in der Herabsetzung nicht weiter gehen, jedoch wird in Aussicht gestellt, daß die Ein- und Zweiguldenssätze der geplanten Erwerbsteuer zweiter Classe bei den in Pacht gegebenen Grundbesitzen später aufgehoben werden könnten, sobald unsere directen Steuern nach der Reform die heutige Bemessungssumme, d. h. das Contingent von 97 $\frac{1}{2}$ Millionen erreichen würden.

Die Erwerbsteuer vierter Classe soll nicht geändert werden,¹⁾ sie ist mäßig und leicht zu ertragen und enthält progressive Sätze. Jedoch will der Minister präcisere Feststellung der heutigen Steuergrundlagen durchführen. Namentlich soll ausgesprochen werden, daß dieser Steuer jeder ständige Bezug und jeder einen ergänzenden Theil desselben bildende Erwerb, also auch der Wohnungsbeitrag zu unterziehen sei. Hiervon sollen nur die Staats-, Municipal- und Gemeindebeamten ausgenommen werden, die sowie bisher nur nach den Gehaltsbezügen Steuer zahlen und von den localen Abgaben befreit bleiben sollen.

Auch die Erwerbsteuer erster Classe²⁾ soll in Bezug auf die materiellen Dispositionen ungeändert bleiben, jedoch soll nach zwei

¹⁾ Hierher gehören die eine ständige Bezahlung, Pension, Gnabengehalt oder Honorar beziehenden staatlichen, Municipal-, Fundational-, Communal-, Kirchen-, Gesellschafts- und Privatbeamten, die eine Pension oder Gnabengehalt beziehenden Wittwen, die in ständiger Anstellung stehenden Geschäftsleiter, Inspectoren, Verwalter, Buchhalter, Cassiere und im allgemeinen die über 40 Gulden Monatsgehalt beziehenden Gehilfen und Hilfsarbeiter, die ein fixes Gehalt beziehenden Seelsorger, Lehrer, Professoren, Erzieher, Schriftsteller, Künstler, endlich die Amtsdienner.

Anmerkung der Redaction.

²⁾ Hierher gehören die in landwirtschaftlichen, Fabriks- und kaufmännischen Geschäften und Unternehmungen als Dienstboten angestellten Individuen, das

Richtungen eine Reform eintreten. Es stellt sich nämlich heraus, daß ein beträchtlicher Theil dieser Steuer, insbesondere jener Theil, wo nicht der Arbeitgeber oder Dienstgeber die Steuer entrichtet, oder wo nicht von der Steuer eines ständig seßhaften Industriellen die Rede ist, uneinbringlich wird. Die statistischen Resultate zeigen, daß in Budapest von 233.000 Gulden durchschnittlicher jährlicher Steuervorschreibung nur 33.000 Gulden eingehen und 200.000 Gulden als uneinbringlich gelöscht werden müssen. Ähnliche Zustände sind auch in der Provinz. Dem sei nur abzuhelpen, wenn neben der Aufrechterhaltung der Gutstehepflicht des Arbeitgebers auch für solche Modalitäten der Steuerabstattung gesorgt würde, die einen Einfluß der Beamtschaft und eine leichtere Manipulation sichern. Solcher Modalitäten gebe es zwei: einerseits die Anstellung fliegender Steuereinsammler, andererseits die Abstattung der Steuer in Stempelmarken. Der Minister spricht sich für die letztere Modalität aus, erwartet aber auch von dieser nur dann ein Resultat, wenn sie mit gehöriger Strenge angewandt wird, namentlich wenn bei Nichteinhaltung der Abstattung zur Fälligkeitszeit zwar nicht die Arbeit oder der Betrieb eingestellt, aber die Entziehung sonstiger Begünstigungen, wie z. B. des Anspruches auf Krankenunterstützung u. s. w., erfolgen würde.

Die wichtigste und radicalste Reform beansprucht die Erwerbssteuer dritter Classe.¹⁾ Jene Verfügung, daß der thatsächliche Gewinn, welcher aus geschäftlichen Erwerbsquellen hervorgeht, ausfindig zu machen ist und auf denselben ein procentualer Steuersatz in An-

Gausgesinde, die in Fabriken, kaufmännischen und industriellen Geschäften und Unternehmen angestellten Gehilfen und Hilfsarbeiter, wenn sie nicht über 40 Gulden Monatsgehalt beziehen oder nach Stück arbeiten, die Tagelöhner, nicht stabil angestellten Schreiber u. s. w., ohne Gehilfen arbeitende selbständige Handwerker, in kleinen und großen Gemeinden mit Gehilfen arbeitende Kleinindustrielle, ohne ständiges Geschäftslocal arbeitende Hausierer. Anmerkung der Redaction.

¹⁾ Hierher gehören Pächter, Fabrikanten und Industrielle, ausgenommen die ohne Gehilfen arbeitenden und jene Kleingewerbetreibenden, welche zwar mit Gehilfen arbeiten, aber in Klein- oder Großgemeinden ihr Geschäft betreiben, Banquiers, Kaufleute (Krämer, Fragner) und Apotheker, überhaupt alle, die ein nutzbringendes Geschäft betreiben; alle jene, welche eine nicht mit Jahres- oder Monatsgehalt oder -honorar verbundene geistige oder künstlerische Beschäftigung haben wie Advocaten, Ingenieure, Ärzte, Chirurgen, Geburtshelfer, Geburtshelferinnen, Schriftsteller, Künstler, Privatdocenten, Lehrer u. s. w., endlich die Directoren, Directionsräthe und Beamten der zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen und Vereine bezüglich der nach Präsenzmarken und Tantiemen entfallenden Beträge. Anmerkung der Redaction.

wendung kommen soll, wäre unverändert aufrechtzuerhalten, allein die enorme Höhe dieses Procentualsteuersatzes wäre zu beseitigen. Ein Steuersatz, welcher 10 Procent des Erwerbes als Steuer in Anspruch nimmt, wozu noch 10 Procent, respective 35 Procent allgemeiner Einkommensteuerzuschlag und namhafte communale, municipale und sonstige Abgaben kommen, absorbiert einen so namhaften Theil des geschäftlichen und erwerblichen Nutzens, daß er in der Praxis nicht durchführbar ist.

Die tägliche Erfahrung rechtfertigt, daß trotz des Einkommensteuersystems, trotzdem die Finanzorgane in der Vorbereitung der Steuerauswerfung, ferner die Steuerauswerfungs- und Reclamationscommissionen bei Feststellung der Steuer mit der größten Reellität vorzugehen bemüht sind, bei der praktischen Ausführung wegen Höhe des Steuerprocentssatzes man den thatsächlichen Erwerbsertrag mit der Steuer nicht zu treffen vermag und zwar deshalb nicht, weil man vor der Höhe dieses Steuersatzes selbst zurückschrecken muß. Auch könne nicht vergessen werden, daß auf persönliche Thätigkeit begründete nur wenige Jahre unverändert bleibende, einen stabilen Charakter keinesfalls besitzende Einnahmen jenen hohen Steuersatz nicht vertragen, welcher bei Realsteuern ohne Schädigung und üble Nachwirkung anwendbar ist. Jene Einnahme, die jeden Augenblick veränderlich ist und abnehmen kann, sogar durch persönliche Verhältnisse des Steuerträgers gänzlich zu verschwinden vermag, muß man um jeden Preis von der hohen Steuerlast befreien. Als Ausfluß dessen sehen wir, daß das als Steuerbasis angenommene Erwerbserträgnis kaum die Hälfte des wirklichen Erwerbserträgnisses bildet, oder daß wir dort, wo das durchschnittliche thatsächliche Erwerbserträgnis wahrscheinlich 2000 Gulden ausmachen wird, als Steuerbasis kaum mehr als 1000 Gulden annehmen können und nur auf letzteres den 10procentigen Steuersatz anwenden. Dieses Vorgehen entspricht aber, abgesehen von den Zuschlägen und dem allgemeinen Einkommensteuerzuschlage, eigentlich einem 5procentigen Steuerzuschlüssel. Diese Anomalie ruft nun in der Besteuerung die größten Disproportionalitäten hervor. Bei einer solchen Latitudo, wo zwischen dem besteuerten und dem thatsächlichen Geschäftsgewinne eine 100procentige Differenz angewandt wird, zeigt sich ein weiterer Spielraum zu den größten Ungleichheiten.

Es kommt oft vor, daß gerade der ehrliche Bürger, der mit voller Aufrichtigkeit seinen Erwerb einbekennt, von unerträglicher Steuerlast betroffen wird.

Es ergibt sich daher, daß man eine größere, sich dem durchschnittlichen thatsächlichen Gewinne annähernde Basis bezeichnen, aber auf dieselbe einen gemäßigteren, erträglicheren, zu der Steuerfähigkeit des Steuerträgers in besserem Verhältnisse stehenden Steuersatz anwenden müsse. Ferner müsse man nach modernen Steuerprincipien auch in der Richtung reformieren, daß die Steuerträger nicht nach starren Zahlen gleichmäßig behandelt werden, sondern daß derjenige, der zum Tragen größerer Lasten befähigt ist, auch in dem Maße herangezogen wird, d. h. daß wir auf progressiver Basis den Steuersatz zu der Leistungsfähigkeit des Besteuernten in richtiges Verhältniß bringen, wie dies auch schon in der progressiven Besteuerung bei der Erwerbsteuer vierter Classe in Anwendung gebracht ist, und wie ein Existenzminimum bei der Capitalzins- und Rentensteuer ausgeschieden wird. Der Minister glaubt, die heute der Besteuerung unterzogene Steuerbasis von 84 Millionen Gulden sei entsprechend dem thatsächlichen Gewinne der Steuerträger um 50 Millionen Gulden höher zu stellen, so daß auf solche Weise der Ausgangspunkt des Steuerschlüssels bis zu 1000 Gulden 5 Procent betragen würde und darüber hinaus eine Progression derart in Anwendung zu bringen wäre, daß der Steuersatz bei allen folgenden 1000 Gulden um je $\frac{1}{2}$ Procent steigt, bis derselbe endlich bei 11.000 Gulden den heutigen Steuerschlüssel von 10 Procent erreicht. Für diese progressive Steuer wird auch als Argument angeführt, daß nur die im engeren Sinne genommenen geschäftlichen und sachlichen Ausgaben bei der Gewinnermittlung in Abzug gebracht werden können, während die Personalausgaben des Steuerträgers, wenn sie auch geschäftlicher Natur sind, da er das Geschäft selbst führt und darin seine eigene Thätigkeit zur Geltung bringt, doch bei Feststellung der Steuer nicht in Betracht gezogen werden. Nun bildet aber diese Außerachtlassung des persönlichen Bedarfs eine relativ größere Last bei kleineren Beschäftigungen als bei größeren. Bei den kleineren Erwerben erschöpfen diese Personalausgaben beinahe den ganzen der Steuer unterzogenen Gewinn, bei den größeren bilden sie nur einen Theil, mitunter nicht einmal einen bedeutenden Theil der Geschäftseinnahmen. Es ist daher billig, das hierin liegende Mißverhältniß durch die progressive Steuer auszugleichen. Ein Ausfluß der Anwendung des progressiven Schlüssels ist, daß die unter die Erwerbsteuer dritter Classe gehörigen Gewinne stammbuchartig zusammengezogen und in Evidenz gehalten werden und zwar auch in jenen Fällen, wenn verschiedene Gewinne

eines Individuums demselben von mehreren Orten zufließen. Was die Manipulation der Steuer betrifft, so sollen die Einführung des Fätirungszeugnisses und Dateneinlieferungszwanges, die detaillirtere Umschreibung der als Maßstab der Besteuerung dienenden Minima und die strengere Bestrafung der Steuerverheimlichungen als Bestandtheile dieser Reform angesehen werden. Specialverfügungen sollen bloß für Wandergeschäfte, für Erwerbsgeschäfte, die nicht an den Ort gebunden sind oder nur zeitweilig geübt werden, für Geschäfte, die den stabilen Industriellen und Kaufleuten Concurrenz bereiten, ohne daß sie die Lasten derselben theilen würden, getroffen werden. Durch diese Specialverfügungen sollen aber die in den Handelsverträgen und Steuergesetzen gebotenen Steuerfreiheiten für ausländische Kaufleute, Fabrik-, kaufmännische und industrielle Reisende, welche persönlich oder durch ihre Bevollmächtigten die inländischen Plätze besuchen, nicht alteriert werden.

Auch bei der Capitalzins- und Rentensteuer wird als Hauptübelstand die Höhe des Steuerschlüssels (10 Procent) hervorgehoben. Es wird jedoch nur beantragt, daß alle für die Witwe oder für die Eltern — nach einem den Kindern oder den Descendenten und deren Angehörigen überlassenen Vermögen — stipulierten Bezüge nur 5 Procent zu zahlen haben, ebenso die Zinsen- und Rentenerträgnisse aller nicht auf Nutzen basirten, sondern den Charakter eines öffentlichen Institutes besitzenden Ruhe- und Gnadengehaltsanstalten (wenn sie nicht laut Gesetzartikel XXII: 1875 steuerfrei sind).

Endlich soll eine 2procentige statt der bisherigen 10procentigen Steuer erhoben werden von allen Renten, welche Eltern für Kinder, Enkel oder Descendenten und deren Ehehälften stipulieren, und diese Ermäßigung wäre noch auszudehnen auf Gratisbezüge, welche die Eltern gewähren, und auf jene, welche die Geschwister den Eltern oder die Geschwister den zum Rentengenuß Berechtigten ohne Gegenleistung bieten, wie auch auf die zwischen Ehegatten sichergestellten Sustentationsbeträge. Diesen Ermäßigungen gegenüber sollen zur Verhinderung der Steuerverheimlichungen verschärfte Maßregeln: Zwang zur Fassion durch Geldstrafen und Betrachtung der Versäumnis als Gefällsübertretung in Anwendung kommen.

Unverändert bleiben die Steuer der zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen und Ver-eine und die Montansteuer. Bezüglich letzterer wird auf die Erlassung eines zweckmäßigen Verggesetzes hingewiesen und auf den

Umstand, daß ohnehin die größeren Betriebe einem ermäßigten Steuerschlüssel (7 Procent und 5 Procent statt 10 Procent) unterworfen sind.

In Bezug auf den wichtigsten Theil der Reform, die Creierung der neuen Einkommensteuer, welche an die Stelle des bisherigen allgemeinen Einkommensteuerzuschlages tritt, lassen wir, weil es sich um ein Novum handelt, die bisher nirgends vollinhaltlich in deutscher Sprache veröffentlichten Ausführungen der Denkschrift unverfälscht folgen:

„Die wesentlichste Aufgabe unseres Steuerreformoperates soll die Besteuerung der individuellen Einkommen in ihrer Gänge bilden. Nach Muster der englischen Income-Tax wurde bei uns schon im Jahre 1876 der allgemeine Einkommensteuerzuschlag eingeführt. Weil aber diese Steuer auf objective Stützpunkte gelegt ist und die aus verschiedenen Einkommenquellen herrührenden Einnahmen nicht in ihrer Gänge in Betracht nimmt und auf den Steuerzahler nicht an einem Orte, sondern nach Verschiedenheit der Einkommenquellen auch an verschiedenen Orten ausgeworfen wird, läßt sich dieselbe nicht als Durchführung der Individualbesteuerung ansehen. Unser Ziel ist daher, an Stelle des allgemeinen Einkommensteuerzuschlages eine Individualbesteuerung zu creieren. Demzufolge bildet es nicht nur unsere Aufgabe, das aus irgendwelcher Quelle herstammende Einkommen eines Individuums an einem Orte zu vereinigen und der Steuer zu unterziehen, sondern unsere Aufgabe erstreckt sich weiter und besteht darin, das Reineinkommen des Individuums den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend auszuforschen. Zur Erreichung dieses Zieles brauchen wir nicht die bei der Realbesteuerung ausgeforschte, aber von der Wirklichkeit oft weit abweichende Steuerbasis zu acceptieren, sondern wir haben lediglich das Reineinkommen des Betreffenden zu beachten; mit einem Worte: wir betrachten das Einkommen des Individuums im ganzen und in seiner Gänge ohne Rücksicht darauf, ob es aus Grund- oder Hausbesitz, aus Capital oder Rente, aus Bergwerken oder Dividenden, aus inländischen oder ausländischen Staatspapieren herrühre. Oder auch: ohne Rücksicht darauf, ob nach den bestehenden Gesetzen das betreffende Einkommen der Steuer unterliege oder nicht, aus welcher Quelle es auch herrühre und nach welcher Classification es besteuert sei, ist es, sobald es das Existenzminimum übersteigt, der Steuer zu unterziehen. Eine Ausnahme bilden nur die Apanagen der Mitglieder des Herrscherhauses, die Bezüge der in § 5, Punkt 1 b

und c und Punkt 3 a, b, c des Gesetzartikels XXIX: 1875 Aufgezählten, ferner die Bezüge der im § 5, Gesetzartikel LIII: 1881 Erwähnten im Mobilisirungsfalle und das aus dem Auslande kommende Einkommen der sich weniger als ein Jahr bei uns aufhaltenden Fremden. Die Erreichung dieses Zieles erheischt die Anlage eines Individual-Einkommencatasters, die Summierung der an verschiedenen Orten bereits der Steuer unterzogenen Steuergrundlagen, mit einem Worte eine gründliche Vorbereitung und eingehende Beurtheilung.

Hier müssen wir die Verhältnisse der Erhaltungsmöglichkeit, richtiger das Existenzminimum beachten. Hier müssen wir die größere oder kleinere Lastenertragungsfähigkeit berühren, je nachdem wir aus der Größe des Einkommens eine Folgerung herleiten können auf die Größe der Lastenertragungsfähigkeit. Mit einem Worte: bei dieser Steuergattung hat die Progressivbesteuerung eine par excellence-Berechtigung und ist auch in höherem Maße anwendbar als bei der Besteuerung der einzelnen Einkommenquellen. Wir müssen, von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß wir das aus irgendwelcher Quelle herrührende Einkommen eines Individuums der Steuer unterziehen können sollen, die thatsächlichen Reineinkünfte des Betreffenden, welche aus dem einen Gegenstand der Realsteuern bildenden Boden- und Hausbesitz, den Bergwerken, den Capitalzinsen und Renten herrühren, erforschen. Einen Stützpunkt wird auch das die Basis der Grundsteuer bildende Catastralreineinkommen bilden, allein es kann nicht im entferntesten die Steuerauswerfungsbasis bilden. Hier müssen wir suchen, wie viel während der Periode, für welche die Steuerauswerfung erfolgt, das aus dem Grundbesitz des Betreffenden herrührende thatsächliche Reineinkommen sein kann. Bei Verwertung des Grundbesitzes durch Verpachtung müssen wir demnach den Pachtbetrag und die Nebenbezüge, bei häuslich verwalteten Wirtschaften aber nicht nur die aus dem Grundbesitz, sondern auch die aus den landwirtschaftlichen Nebennutznießungen herrührenden Einkommen und Vortheile kennen. Oder auch: wir müssen den auf Geldwirtschaft beruhenden Calculationsmodus befolgen und die in natura erhaltenen landwirtschaftlichen Artikel in Geldwert umrechnen. Hierdurch werden wir jenen vielen Unzulänglichkeiten vorbeugen, die jetzt bei Besteuerung der landwirtschaftlichen Nutznießungen vorkommen. Ich halte zwar nicht dafür, daß das Princip zu modificieren sei, laut welchem die landwirtschaftliche Nebenbeschäftigung, wenn sie so ausgedehnten Charakters ist, daß neben

derselben eigentlich die Landwirtschaft nebensächlich erscheint, separat der Erwerbsteuer dritter Classe zu unterziehen kommt. Nachdem aber die Einkommensteuer auch die landwirtschaftlichen Nebenutzungen tangiert, konnte auch diese in größerer Ausdehnung betriebene Nebenbeschäftigung erwerbssteuerfrei bleiben, insbesondere in solchen Fällen, wo sie nicht die Kenntniss eines ganz gesondert stehenden Erwerbes in sich birgt.

Wir müssen ferner beim Hausbesitze in Rechnung nehmen: im Falle der Vermietung die Mietsumme, bei einer vom Besitzer occupierten Wohnung an der allgemeinen Hauszinssteuer unterliegenden Orten den parificierten Mietwert, an anderen Orten dagegen den wahrscheinlichen Mietwert, insbesondere ein gewisses Multiplum der Hausclassensteuer. Bei der Montansteuer müssen wir das Reineinkommen suchen, ohne Rücksicht darauf, von welchem Procentuale das Bergwerkseinkommen betroffen ist, und ebenso bei der Capitalzinssteuer ohne Rücksicht auf das Procentuale. Bei Actiengesellschaften, Genossenschaften und sonstigen zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen haben wir das von einzelnen genossene thatächliche Einkommen, also die Dividende, Tantième und im allgemeinen all dasjenige in Betracht zu nehmen, was auf die Hebung des Jahreseinkommens des einzelnen Steuerträgers Einfluß übt. Endlich müssen wir in Betracht nehmen die Einkommen aus Staatspapieren, die aus sonstigen einen Gegenstand des öffentlichen Verkehrs bildenden Wertpapieren herrührenden, ferner die vom Auslande einfließenden Einkommen, ohne Rücksicht darauf, ob diese Einkommen einer besonderen Steuer bereits unterzogen sind oder nicht. Sogar wäre nach meiner Ansicht gerade damit die Steuerertragungscapacität in der Besteuerung zu entsprechendem Ausdruck gelangt, hier, bei der Besteuerung der Gesamtheit des Individualeinkommens, das von Specialsteuern noch nicht getroffene Einkommen in gesteigertem Maße, $1\frac{1}{2}$ bis 2fach, in Rechnung zu nehmen — was ich jedoch nicht beantragen will. Das Princip möchte ich insbesondere zur Anwendung gelangen sehen, aber nur unter Zugrundelegung des einmaligen steuerfreien Einkommens, gegenüber allen Actiengesellschaften (mit Ausnahme der Bergwerke), von welchen viele unter dem Titel, daß der überwiegende Theil ihres Gewinnes aus den vom zu versteuernden Reingewinne abrechenbaren Zinsen steuerfreier Staatspapiere besteht, sich fast gänzlich der Abgabenleistung entziehen. Ich halte zwar nicht dafür, daß die heutigen Besteuerungsmodalitäten der zur

öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen und Vereine abzuändern seien, aber ich halte es für billig, daß das auf Grund des Gesetzes heute der Steuer entzogene steuerfreie Zinseinkommen der Einkommensteuer unterzogen werde.

Besonders muß ich auch das vom Auslande bezogene Einkommen erwähnen. Es ist allgemeiner Uus, sich bei der Besteuerung des aus dem Auslande stammenden Einkommens auf das Princip der Reciprocität zu stellen und das im Auslande bereits besteuerte Einkommen im Falle der Reciprocität steuerfrei zu lassen. Bei dieser Einkommensteuer würde ich dies jedoch nicht für motiviert halten. Es kann dies am Platze sein bei der Besteuerung der diversen Einkommensquellen, aber nicht dort, wo man das Einkommen des Individuums in seiner Gänze und Totalität in Betracht nehmen muß. Bei dieser Steuer, deren Steuerfuß nur ein mäßiger sein darf, kann der Staat mit Recht von jedem seiner Bürger erwarten, daß er nach seiner auf der Totalität seines Einkommens beruhenden Steuerlastenträgungscapacität an den öffentlichen Lasten participiere. — An dieser Stelle muß ich auch die Besteuerung der sich im Auslande aufhaltenden erwähnen. Ich habe mich des längern mit der Idee beschäftigt, ob es nicht zweckmäßig wäre, jenen gegenüber, welche ihre aus den Realsteuern unterliegenden Immobilien herrührenden Einnahmen nicht hier, sondern im Auslande verausgaben, einen höheren Steuerfuß in Anwendung zu bringen, wie dies auch Rumänien thut. In Rumänien sind nämlich laut § 1 des Gesetzes vom Jahre 1885 über die Besteuerung der Immobilien nach dem calculierten Ertrage der Landwirtschaften 5 Procent und 6 Procent Steuer zu zahlen, je nachdem der Eigenthümer die Wirtschaft selbst führt oder sie im Pachtwege verwertet, in beiden Fällen vorausgesetzt, daß der Eigenthümer im Lande wohnt; wogegen, wenn er außer Landes wohnt, ob er die Wirtschaft in häuslicher Regie manipuliert, oder ob er sie im Pachtwege verwertet, die Steuer 12 Procent beträgt. Die Anwendung dieser Besteuerungsart widerspricht zwar nach meiner Ansicht nicht den bestehenden Zoll- und Handelsverträgen, denn diese enthalten nur den Grundsatz, man möge zwischen Bürgern des eigenen Staates und fremder Staaten keinen Unterschied machen. Nun würden von dieser Steuer die im Auslande sich aufhaltenden Individuen gleichmäßig tangiert, ob sie Bürger Ungarns oder anderer Staaten sind, da die höhere Steuerpflicht nicht auf den Unterschied der Staatsbürgerschaft, sondern auf den Aufenthalt im Auslande basiert wäre. Allein wenn ich in Betracht nehme, eine wie

schwierige und veratorische Controle die Durchführung eines solchen Gesetzes erheischen würde, zu wie vielen Mißbräuchen und Entziehungen es Gelegenheit böte, ferner wie viele Ausnahmen man insbesondere für die ex officio im Auslande sich Aufhaltenden gestatten müßte, endlich wenn ich nach all dem Gesagten in Betracht nehme, wie gering das finanzielle Resultat wäre, da nach den gesammelten Daten auf die im Lande Grundbesitz Besitzenden, aber außerhalb des Staatsgebietes sich Aufhaltenden im ganzen 557.844.45 fl. Grundsteuer ausgeworfen war, muß ich zu der Conclusion gelangen, daß wir in unserem Steuersysteme Maßnahmen dieser Richtung nicht anwenden sollen. Dagegen halte ich nicht nur für berechtigt, sondern auch für motiviert, daß jene Ausländer, welche in Ungarn Grund- oder Hausbesitz, Bergwerke, Industrie-, Handels- oder sonstige erwerbsteuerepflichtige Beschäftigungen haben und daraus nach dem Capitalzins- und Rentensteuergesetz nicht als steuerfrei zu betrachtende Zinsen oder Renten genießen, ebenfalls der Einkommensteuer unterworfen werden, denn schließlich bildet auch für sie die Einkommensteuer noch eine Ersatzabgabe, insoferne sie trotz der auf individueller Grundlage beruhenden Auswerfung nur einen Zuschlag bilden würde zu den bereits auf verschiedene Quellen ausgeworfenen Steuern. Es wäre daher unmotiviert, Ausländer von dieser Steuer zu befreien. Sogar halte ich dafür, nachdem bei Ausländern die Schätzung des ganzen Einkommens oft mit großen Schwierigkeiten verbunden ist und auf sicherer Basis kaum zu bewerkstelligen wäre, es solle ausgesprochen werden, daß für Ausländer oder sich im Auslande Aufhaltende die Einkommensteuer nicht geringer sein könne als 35 Procent der Grund-, Haus-, Bergwerks- und Erwerbsteuer.

Aus der Feststellung des individuellen Gesamteinkommens und der gesuchten Steuerfähigkeit folgt, daß wir die Einkommensteuer nicht nach dem Bruttoeinkommen des Steuerzahlers, sondern nur nach dessen Reineinkommen auswerfen können. Daher müssen wir die Passivposten nicht nur dann, wenn sie intabuliert sind, sondern auch, wenn sie sonst nachgewiesen sind, in Betracht ziehen. Die Nachweisung der Passivposten wird das Verfahren nicht compliciert oder veratorisch machen. Denn wenn wir zur Individualbesteuerung übergehen wollen, müssen wir uns von der Auffassung losmachen, daß wir bei Feststellung der Steuerbasis nur mit absolut sicheren Factoren arbeiten können. Wir können mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Fätiungen, wenn deren Unwahrheit mit entsprechenden Strafen belegt und der Daten- und Zeugenzwang angewandt wird, eine approximative

Basis schon an sich bieten werden. Wir können auch sicher darauf rechnen, daß im großen die Einschätzung des Individualvermögens gefördert werden wird durch das Gefühl der Allgemeinheit der Tragung der Lasten, was auch schon bei der Auswerfung der Erwerbsteuer dritter Classe zutage tritt. Endlich, da wir heute an der Schwelle der Einführung der staatlichen Verwaltung stehen, können wir auch die Verlässlichkeit der Administrativorgane in Combination nehmen, so daß ich die Einführung der Individualbesteuerung nicht als bloße Experimentiererei, sondern als reife Frucht betrachten muß, die unter entsprechender Sorgfalt vom Baume fällt.

Bei Beurtheilung des unter die Einkommensteuer gehörigen Einkommens ist es unausweichlich, daß das aus der nämlichen Quelle stammende Einkommen mehrmals der Steuer unterzogen wird. Mehrmals nicht nur bei einem und demselben Individuum (insofern dasselbe einerseits mit der die Einkommenquelle treffenden Steuer, andererseits mit der gegenwärtigen Einkommensteuer besteuert war), sondern mehrmals auch je nachdem das aus der nämlichen Quelle herrührende Einkommen, aus einer Hand in die andere gehend, das Einkommen aller Betreffenden bildet. Wir besteuern daher den Herrn und seinen Angestellten, obschon das Einkommen des letzteren aus der nämlichen Quelle stammt; ferner den Vater und seine selbständigen Kinder, obschon letztere ihre Sustentation von ersterem erhalten. Wir besteuern das von Actiengesellschaften herrührende Einkommen, trotzdem es dort bereits der Besteuerung unterzogen war.

Diese mehrfache Besteuerung ist in jedem Steuersysteme und sogar auch bei uns ins Leben getreten, obschon sich die Besteuerung nicht auf das gesammte Effectiveinkommen des Individuums erstreckt. Nach unseren Steuergesetzen müßte man mit Capitalzinssteuer belegen die Jahresbezüge, welche ein selbständiger junger Mann oder eine verheiratete Tochter von den Eltern bezieht. Nur daß wir bei präciser Durchführung des Gesetzes wieder vor der Anomalie stehen, daß die Höhe des Procentuales der Capitalzinssteuer uns von der Besteuerung abhreckt, weil es leicht zu verstehen ist, daß man die im Schoße einer Familie vorkommenden Einkommenüberweisungen mit dem heutigen hohen Steuerprocentuale nicht berühren kann. Da diese aber dennoch ein Individualeinkommen bilden, auf welches Familien gegründet sind, gesellschaftliche Stellungen und Einflüsse basieren, kann es mit Recht gefordert werden, daß auch diese Einkommen ohne Rücksicht auf ihren Ursprung einer mäßigen Steuer unterworfen werden.

Nach dieser Bekanntmachung der Basis der Einkommensteuer muß ich noch der Subjecte dieser Steuer Erwähnung thun.

Zur Zahlung der Einkommensteuer würden alle physischen Personen ohne Unterschied, ob sie volljährig sind oder nicht, wenn sie selbständiges Einkommen besitzen, verpflichtet werden; unter dem letzteren ist das aus dem eigenen Vermögen Minderjähriger herstammende Einkommen zu verstehen. Doch würde das Einkommen der mit dem Familienoberhaupte in gemeinsamer Haushaltung lebenden Minderjährigen sowie bei Ehegatten das aus dem separaten Vermögen der Frau stammende Einkommen bei Feststellung der Einkommensteuer des Vaters, beziehungsweise des Gatten collectiv in Rechnung genommen werden. Bei solchen gemeinsamen Vermögen, an welchen mehrere Antheil haben, wird jeder Eigenthümer als besondere steuerzahlende Person betrachtet, während bei solchen aus gemeinsamer Quelle stammenden Einkommen, wo die an dem Einkommen Participirenden keinen Eigenthumsantheil haben, sondern das Vermögen an sich eine juridische Person bildet, die Gesamtheit des Einkommens dieser juridischen Person der Steuer unterzogen würde. Die Subjecte der Steuer werden daher nicht von den physischen, sondern auch von den juridischen Personen gebildet. Ausgenommen von dem Begriffe der juridischen Person sind der Staat, die Municipien und die Gemeinden, welche nach den bei ihren Einkommenquellen ohnehin schon besteuerten Privateinnahmen noch einer neueren Progressivsteuer zu unterziehen nicht billig wäre. Dagegen können wir die progressive Einkommensteuer mit Recht auf die sonstigen moralischen Körperschaften ausdehnen; denn gerade die Collectivität des Vermögens verleiht ihnen jenes Gewicht, welches sie zur Tragung einer gesteigerten Steuer auch fähig macht.

Die ausgleichende Rolle der Einkommensteuer erheischt die Annahme eines Existenzminimums. Betreffend das Existenzminimum und den Steuerschlüssel bin ich so frei zu bemerken, daß ich der Ansicht bin, das erstere sei entsprechend unseren Verhältnissen auf 300 Gulden, der letztere aber bei einem 300 Gulden übersteigenden Einkommen, beginnend von 1 Procent bis 5 Procent, in steigenden Sätzen festzustellen.

Es ist zwar wahr, daß das Existenzminimum in den meisten europäischen Steuersystemen auf eine viel größere Summe bei der Individualbesteuerung festgestellt ist, jedoch sind dieses reichere und in der Geldwirtschaft vorgeschrittenere Staaten, bei uns aber sind

300 Gulden beziehungsweise noch immer eine so beträchtliche Summe, daß der überwiegende Theil der Bewohner des Landes von einer dieses Minimum noch nicht überschreitenden Summe lebt. Infolge dessen halte ich das Existenzminimum von 300 Gulden nicht für gering, ja sogar, wenn wir die Individualbesteuerung nicht aus rein akademischem Gesichtspunkte, sondern deshalb ins Leben treten lassen wollen, damit sie auch das Einkommen treffe, könnte man thatsächlich einen größeren Betrag als dieses Minimum kaum steuerfrei belassen; denn die auf der Statistik des Einkommens beruhende Steuerchlüssel-*Calculation* zeigt, daß das Resultat der geplanten Einkommensteuer der Einnahme des allgemeinen Einkommensteuereinzuschlages (16 Millionen Gulden) nicht im entferntesten nahekommt. Infolge dessen, wenn wir nicht einen riesigen Ausfall an unseren heutigen Einnahmen erleiden wollen, halte ich es für unausweichlich, die heutigen Sätze des allgemeinen Einkommensteuereinzuschlages in gewissen Fällen als Minimum anzuwenden, insbesondere es auch im Gesetze auszusprechen, daß niemandes Einkommensteuer geringer sein könne als 30 Procent der nach dem in seinem Besitze befindlichen Grund und Hause bezahlten Steuer.

Schon bei dem bezüglich der Erwerbsteuer vierter Classe Gesagten habe ich hervorgehoben, daß ich die Abgaben der vom Staate Angestellten weder steigern noch herabsetzen will. Hieraus hervorgehend, müssen wir bei der Einkommensteuer noch eine Ausnahmungsverfügung bezüglich derjenigen treffen, welche nach ihren ständigen Bezügen die Erwerbsteuer vierter Classe zahlen. Diese Ausnahmungsverfügung bestände, entsprechend den Dispositionen des allgemeinen Einkommensteuereinzuschlages, daraus, daß die der Erwerbsteuer vierter Classe unterliegenden Bezüge der staatlichen, municipalen und communalen Angestellten in der Provinz bis zu 1500 Gulden, in der Haupt- und Residenzstadt aber bis zu 2000 Gulden auch ferner von der Einkommensteuer befreit blieben, während sie von 1500 Gulden, beziehungsweise in der Haupt- und Residenzstadt von 2000 Gulden angefangen bis 5000 Gulden nur rund ein Drittel der systemisirten Sätze der neuen Einkommensteuer zahlen würden. Nachdem dies in runder Zahl den unter diesem Titel auch heute geleisteten öffentlichen Abgaben entspricht, wäre über 500 Gulden die Einkommensteuer für sie in solchen Beträgen zu fixieren, welche bei unverändert bleibender Erwerbsteuer vierter Classe dem heutigen Betrage des allgemeinen Einkommensteuereinzuschlages entsprächen. Dagegen würden außer den staatlichen, municipalen und communalen Angestellten alle anderen zur

Zahlung der Erwerbsteuer vierter Classe Verpflichteten unter die allgemeinen Bestimmungen des Einkommensteuergesetzes fallen. Sene staatlichen, municipalen und communalen Beamten aber, welche außer ihren Bezügen auch andere Einkommen besitzen, würden ebenfalls unter die allgemeinen Bestimmungen der Einkommensteuer fallen, jedoch derart, daß die Einkommensteuer mit Inbetrachtung der zu ihren fixen Bezügen hinzugerechneten sonstigen Einkommen von ihrem Gesamteinkommen fixiert würde. Nachdem man hiervon den vollen Satz der bis 1500 Gulden, beziehungsweise bis 2000 Gulden auf ihre fixen Bezüge entfallenden Einkommensteuer abzieht, hierüber hinaus bis 5000 Gulden zwei Drittel derselben, über 5000 Gulden aber die Differenz, welche sich zwischen dem fixierten Betrage der Einkommensteuer und deren vollem Betrage zeigt, oder wenn auf jemandes Einkommen von 7000 Gulden in der Provinz 2000 Gulden ständige Bezüge entfallen, würde er als Einkommensteuer 224 Gulden entrichten; denn von der nach 7000 Gulden entfallenden Einkommensteuer von 250 Gulden wären zwei Drittel der auf 2000 Gulden fixierten Bezüge entfallenden 40 Gulden Einkommensteuer abzuziehen.

Nachdem die ärarischen Bezüge der im activen Dienste des gemeinsamen Heeres und der königlich ungarischen Honvéd stehenden Officiere, Militärgeistlichen, Militärrichter, Militärgerichtspraktikanten, mit dem Doctorsrange bekleideten Militärärzte und der Militärrechnungsbeamten von der Einkommensteuer befreit sind, wäre, insofern dieselben sonstige, der Einkommensteuer zu unterwerfende Einkommen besitzen, ihre Einkommensteuer nach der Gesamtsumme ihres Total Einkommens festzustellen und hiervon die auf die steuerfreien ärarischen Bezüge entfallende Einkommensteuer im vollen Maße abzuziehen."

Beantragt wird ein progressiver Steuerschlüssel derart, daß er bis 700 Gulden 1 Procent betragen würde; darüber hinaus würde sich die Progression derart steigern, daß dieselbe

bei 2000 Gulden 2.0 Procent

"	3000	"	2.6	"
"	4000	"	3.0	"
"	5000	"	3.2	"
"	6000	"	3.35	"
"	7000	"	3.55	"
"	8000	"	3.75	"
"	9000	"	3.89	"
"	10.000	"	4.0	"

betragen würde; über 10.000 Gulden bis 20.000 Gulden wäre die Steigerung $\frac{1}{2}$ Procent, von da bis 100.000 Gulden wieder $\frac{1}{2}$ Procent, so daß man bei einem 5procentigen Steuerschlüssel stehen bleiben würde.

Auch über die Inundationsgebiete, beziehungsweise die an die Regulierungsgesellschaften erstatteten Steuerrückersätze äußert sich der Minister.

Für die Enquête-Entschliessungen und für die Beurtheilung des ganzen Projectes sind die Mittheilungen des Ministers über das finanzielle Resultat der ganzen Reform von Bedeutung.

Grundsteuer. Bisher war das			
Contingent der Grundsteuer	26.000	Millionen	Gulden
Der Grundsteuerzuschlag in Ungarn	11.000	"	"
Der Grundsteuerzuschlag in Croatien=			
Slavonien	0.812	"	"
<hr/>			
Zusammen	37.812	Millionen	Gulden

Nach den Vorschlägen des Ministers würde:

auf Ungarn nach einem Reineinkommen von 130.407 Millionen Gulden 25 Procent ausgeworfen	32.602	Millionen	Gulden
auf die gewesene ungarische Militär=grenze nach einem Reineinkommen von 4.42 Millionen Gulden 18 Procent	0.796	"	"
auf Croatien=Slavonien nach einem Reineinkommen von 9.655 Millionen Gulden 25 Procent	2.414	"	"
auf die gewesene croatische Militär=grenze nach einem Reineinkommen von 7.306 Millionen Gulden 18 Procent	1.315	"	"
<hr/>			

Zusammen	37.127	Millionen	Gulden
Hiervon ab die Steuerabschreibungen, Steuernachlässe und Steuerbefreiungen, insgesamt	2.885	"	"
<hr/>			
verbleiben	34.242	Millionen	Gulden
daher ein Minderertrag von	3.570	"	"

Erwerbsteuer zweiter Classe.

In den Jahren 1889 bis 1891 wurde laut Statistik durchschnittlich mit Ausnahme der Familienmitglieder ausgeworfen:

in Ungarn sammt ungarischer Militärgrenze	4.273	Millionen	Gulden
in Croatien-Ungarn sammt Militärgrenze	0.441	"	"
Zusammen	4.714	Millionen	Gulden

Nach den Vorschlägen des Ministers würde:

auf Ungarn	5.745	Millionen	Gulden
auf Croatien-Slavonien abzüglich des auf die Militärgrenze entfallenden Grundentlastungszuschlages	0.605	"	"
Zusammen	6.350	Millionen	Gulden

Daher ein Plus von 1.636 " "

Erwerbsteuer dritter Classe.

Im Jahre 1890 wurde ausgeworfen, mit Ausnahme der auf Familienmitglieder und auf rückwirkende Besteuerungen entfallenden Beträge:

auf Ungarn sammt Militärgrenze	8.482	Millionen	Gulden
auf Croatien-Slavonien sammt Militärgrenze	0.693	"	"
Zusammen	9.175	Millionen	Gulden

Nach den Vorschlägen des Ministers würde:

auf Ungarn	7.752	"	"
auf Croatien-Slavonien	0.524	"	"
Zusammen	8.276	Millionen	Gulden

entfallen. Daher ein Minderertrag von 0.899 " "

Neue Einkommensteuer (anstatt des allgemeinen Einkommensteuerzuschlages). Im Jahre 1890 wurde als allgemeiner Einkommensteuerzuschlag ausgeworfen:

in Ungarn	15·371	Millionen	Gulden
in Croatien=Slavonien	1·576	"	"
Zusammen	16·947	Millionen	Gulden

Das Ergebnis der neuen Einkommensteuer wäre:

in Ungarn	6·141	"	"
in Croatien=Slavonien	0·472	"	"
Zusammen	6·613	Millionen	Gulden
Daher Minderertrag	10·334	"	"

Stellt man die Mindererträge dem Mehrertrage gegenüber, so zeigt sich im ganzen ein Deficit von 13·168 Millionen Gulden

Nun stellt der Finanzminister diesem Deficit folgende Deckungshoffnungen gegenüber.

Nach den statistischen Daten ist bei den Erwerbszweigen, welche der Erwerbsteuer dritter Classe unterliegen, das wirkliche Einkommen um 50 Millionen Gulden größer als das versteuerte, bei der Grundsteuer um 100 Millionen Gulden, bei den steuerfreien Wertpapieren, Spareinlagen, Dividenden, zeitweilig steuerfreien Häusern um 70 Millionen Gulden. Insgesamt sind demnach 220 Millionen Gulden mehr der neuen Steuer zu unterziehen. Diese geht von 2 bis 5 Procent; nimmt man nur 2 Procent als Schlüssel an, so ergeben sich nach 220 Millionen Gulden $4\frac{4}{10}$ Millionen Gulden Steuernplus. Bei der Erwerbsteuer dritter Classe rechnet der Minister auf 0·8 Millionen Gulden Plus, nimmt aber nur 0·6 Millionen Gulden in Rechnung. Außerdem haben in den letzten Jahren die directen Steuern das Präliminare um 2 Millionen Gulden überstiegen. Diese Posten zusammen reducieren das Deficit auf 6 Millionen Gulden. Auch dieser Fehlbetrag soll aber paralyßiert werden und zwar durch präcise Conseribierung und Inevidenzhaltung der Steuerobjecte und der steuerpflichtigen Personen; durch Änderung des Eintreibungsmodus und Verschärfung der Controle bei der ohne Haftung bemessenen Erwerbsteuer erster Classe; durch strenge Verfügungen hinsichtlich der Eruiierung der wirklichen Gebühren bei der Erwerbsteuer vierter Classe; durch Auflegung und Führung eines individuellen Einkommencatasters behufs Besteuerung der aus diversen Quellen entspringenden Einnahmen in ihrer Gesamtheit; schließlich durch Sorgfalt bei Eruiierung und Feststellung des factischen Einkommens.

Der Minister hat die Zuversicht, daß alle diese Maßregeln nicht nur keinen Ausfall, sondern eine allmähliche Einnahmensteigerung hervorgerufen werden. Er läßt daher im Staatsvoranschlage die Gesamtziffer der directen Steuern unverändert auf $97\frac{1}{2}$ Millionen Gulden stehen und rechnet auf einen mit dem naturgemäßen Wachsthum motivirbaren Jahreszuwachs von 200.000 Gulden.

Sollte sich eine größere Steigerung einstellen, so wünscht er allmähliche Erleichterungen der directen Steuern und zwar:

Abschaffung der nach verpachteten Grundstücken eingehobenen Erwerbsteuer zweiter Classe.

Abschaffung der Sätze von 1 Gulden und 2 Gulden der Erwerbsteuer zweiter Classe.

Herabsetzung der Anfangssätze der Erwerbsteuer dritter Classe (Progressivschlüssel nicht von 5 Procent, sondern von 3 Procent ausgehend bis 300 Gulden, dann für je 100 Gulden eine Steigerung, so daß bei 1000 Gulden $3\frac{1}{2}$ Procent, bei 1500 Gulden 4 Procent, bei 2000 Gulden $4\frac{1}{2}$ Procent, bei 2500 Gulden 5 Procent, bei 3000 Gulden die heute geplanten 6 Procent eintreten).

Verwendung weiteren Überschusses, um das Existenzminimum von 300 Gulden auf 400 Gulden, später auf 500 Gulden zu heben.

Ermäßigung der Steuern auf Spareinlagen.

Alles das Proponierte hält der Finanzminister an sich nicht für eine organische Steuerreform, will aber keine weitgehende Änderung proponieren und verweist nochmals auf die Verwaltungsreform. Die proponierten Änderungen würden in einem Gesetzborschlage vorgelegt werden, welcher nur den Charakter einer in Capitel nach den einzelnen Steuergattungen eingetheilten Gesetznovelle hätte und in einem Gesamtcapitel das in den Kreis der Verwaltung einschlägige und mehrere Steuergattungen collectiv berührende Verfahren und die Strafbestimmungen enthielte.

Überblicken wir das bedeutsame Elaborat und kritisieren den ganzen Gedankengang, so finden wir eminente Vorzüge und selbsteingestandene Fehler an demselben. Unter den Vorzügen ist der hervorragendste die umfassende Reformidee, welche eine Umgestaltung des Steuerwesens in seiner Gänze auf die Tagesordnung setzt, die Herabsetzung des Steuerschlüssels als unabweisliches Erfordernis anerkennt und die Ausmerzung der Disproportionalitäten betont, dann aber jeder Steuerentziehung ein Ende bereiten möchte. Einer der selbst eingestandenen Fehler ist, daß nur ein erster Schritt hierzu geschieht

und auch dieser erste Schritt vieles als *noli me tangere* bestehen läßt, nicht nur weil man jeden Steuerentgang fürchtet, sondern auch weil man das Volk nicht aus seinen Gewohnheiten herausreißen mag. Ein anderer Fehler ist, daß auf die Verwaltungsreform, auf Regelung der geistlichen Gebühren, auf Regelung der Municipalsteuern hingewiesen wird, ohne irgendwelche Zeitbestimmung und ohne genügende Andeutungen über die Richtung und den Modus der Lösung dieser Fragen.

Als Materiale für die Enquêteberatung ist die Denkschrift, welcher eine große Anzahl statistischer Nachweise und Tabellen beiliegt, eine vorzügliche Leistung, welche großen Erfolg haben kann, falls die Zusammensetzung der Enquête eine derartige sein wird, daß die Sonderinteressen nicht zusehr zum Worte kommen. In Steuerfragen tritt prägnanter als in anderen volkswirtschaftlichen Angelegenheiten die Unzukömmlichkeit zutage, daß die Unbetheiligten nicht informiert, die Informierten nicht unbetheiligt sind, so daß man nicht leicht einen uninteressierten sachkundigen Rath erhalten kann. Zum großen Glück für die Zukunft der ungarischen Steuerreform ist der Finanzminister ein mit allen Details des praktischen Geschäftslebens vertrauter Theoretiker und steht nicht auf unnahbarem Isolierschemel. Allein die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, und ohne deren Lösung der ganzen Steuerreform die Basis fehlt, die Aufgabe, die ungezählten Einkommen zu eruieren, ist eine umso schwierigere, als das öffentliche Gewissen seine Stimme gar zu selten, gar zu leise erhebt, wenn es sich um Steuereinkennntnisse handelt. Es könnte auch die Frage aufgeworfen werden, ob die Anlage und Führung des vom Finanzminister proponierten Individualcatasters nicht vorher hätte erfolgen sollen, damit man den Steuerschlüssel für die Einkommensteuer so nieder zu fixieren vermocht hätte, daß die Hinterziehung nicht mehr lohnend gewesen wäre; allein wir glauben, daß der Minister den der Enquête vorgeschlagenen Steuerschlüssel noch während der Beratungen zu modificieren vermag, wenn er der principiellen Zustimmung zu den Maßregeln für präcise Conscriptierung und Evidenzhaltung aller Steuerobjecte und Steuerpflichtigen und zur Verschärfung der Controle gewiß ist. Die Schätzung, daß das wirkliche Einkommen bei jenen Erwerbszweigen, die der Erwerbsteuer dritter Classe unterliegen, um 50 Millionen Gulden mehr beträgt als das versteuerte, halten wir für übertrieben, dagegen dürfte jene Schätzung, welche die von der Grundsteuer nicht getroffenen Einkommen auf 100 Millionen, die von dem bisher steuerfreien Einkommen

nunmehr zu steuernden Beträge auf 70 Millionen schätzt, vielzu niedrig ausgefallen sein. Es ist immerhin ein ganz labiler Calcul, und die Erscheinung, daß bei den directen Steuern nach finanzministerieller Schätzung durch die Hinterziehung bei zwei, drei Steuergattungen allein der Staat um mehr als $\frac{1}{20}$ der sämtlichen indirecten Steuerbeträge verkürzt erscheint ($4\frac{1}{10}$ Millionen Gulden gegen $97\frac{1}{2}$ Millionen), fordert, abgesehen von der Nothwendigkeit, sich vor Ausfällen zu schützen, im Interesse der öffentlichen Moral zu strengem Vorgehen heraus. Fordert man aber diese Moral von den Bürgern, so darf auch nicht der Schatten einer Parteilichkeit oder einer Begünstigung einzelner Classen an der Durchführung dieser Maßregeln haften. Verlangt man Ehrlichkeit des Einbekenntnisses, so muß man dies Verlangen gegen jeden ohne Unterschied zur Geltung bringen und darf im Lande nicht propagieren, daß in Bezug auf die Gewissenhaftigkeit bei Erfüllung der Staatsbürgerpflichten zwischen einzelnen Ständen oder einzelnen Berufsgattungen graduelle Unterschiede obwalten; es muß vielmehr angesichts der in ganz Europa herrschenden Strömung auch die Strenge sozusagen progressiv geübt werden, steigend gegenüber jenen, deren Steuerleistung im Vergleiche zum Diapason ihrer Lebenshaltung eine niedere ist. Kann man auch nicht apodiktisch aussprechen, daß die administrative Reform, die Reform der municipalen, communalen und kirchlichen Abgaben der hier geplanten partiellen Reform der directen Steuern unbedingt vorangehen müsse, so wäre es doch im Interesse des Friedens der einzelnen Gesellschaftsclassen untereinander wünschenswert, wenigstens bezüglich der verheimlichten Steuerobjecte all dasjenige, was zu geschehen hat, nach allen Richtungen hin gleichzeitig, gleichförmig, vorurtheilslos und parteilos vorzunehmen. In dieser Hinsicht kann allerdings die Enquête keinen großen Einfluß geltend machen, und unsere diesbezügliche Mahnung richtet sich daher direct an das Gesamtministerium, zu dessen Liberalismus und Energie wir unbedingtes Vertrauen haben.



Kaiser-Componisten aus dem Hause Habsburg.

Von M. R.

Wien.

Es ist noch nicht zu lange her, daß für die meisten Gebildeten alles geschichtliche Wissen in aneinandergereihten Daten über Kriegeereignisse, über die Regierungszeit der Herrscher und allenfalls in oberflächlichen Kenntnissen über die großen socialen und politischen Umwandlungen der Vergangenheit gipfelte. In den letzten Jahrzehnten vollzog sich jedoch eine völlige Umwandlung in der Auffassung des Zweckes und der Aufgaben der Geschichte. Gegenüber dem nur äußeren Apparate jener Ziffern und Daten trat immer mehr das Streben nach Vertiefung in den Charakter der einzelnen Zeitepochen hervor, wobei das culturgegeschichtliche Moment und innerhalb dieses nicht in letzter Linie die kunsthistorische Entwicklung mehr und mehr in den Vordergrund rückte. In diesem Sinne gewinnt heute jede specialgeschichtliche Arbeit, sei es auf rein historischem, sei es auf kunstgeschichtlichem Gebiete, ihre besondere Bedeutung für die historische Forschung, insofern sie nur das Bild einer bestimmten Epoche oder den Charakter geschichtlicher Persönlichkeiten zu ergänzen und zu beleuchten imstande ist.

Zu den beachtenswertesten Arbeiten dieser Art ist sicherlich die erst kürzlich zum Abschluß gelangte Publication zu zählen, welche unter dem Titel: „Musikalische Werke der Kaiser Ferdinand III., Leopold I. und Joseph I., im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegeben von Guido Adler“¹⁾ im Verlage von Artaria und Comp. in Wien erschienen ist. Dieses Werk enthält in zwei Foliobänden eine Auswahl geistlicher und weltlicher Compositionen der genannten drei habsburgischen Kaiser und stellt sich demnach auf den ersten Blick als eine Arbeit von bloß musikgeschichtlichem Interesse dar. Wie jedoch im Nachfolgenden zu zeigen versucht werden soll, reicht die Bedeutung der Publication über ihren allerdings schon an sich großen musikalischen Wert weit hinaus.

Die musikalische Veranlagung im Hause Habsburg war schon in den Generationen, welche Ferdinand III., Leopold I. und Joseph I. vorangingen, sowie nicht minder in den nachfolgenden Geschlechtern

¹⁾ Band I: Kirchenwerke; XXV und 328 S. — Band II: Gesänge aus Dramen und Opern, Instrumental-Compositionen; XIII und 317 S.

des Herrscherhauses eine ausgesprochene, und Ferdinand III., Leopold I. sowie Joseph I. sind nicht die einzigen dieses Stammes, die sich auf dem Gebiete der Tonkunst schöpferisch bethätigten. Es ist bekannt, daß unter den früheren Herrschern Kaiser Karl V. selbst componierte, ebenso wie daß unter den späteren Karl VI. als Tonsetzer thätig war. Da jedoch von diesen Kaisern bis jetzt keine zweifellos echten Compositionen aufgefunden wurden, beschränkt sich das vorliegende Werk nur auf eine Auswahl von Werken der zuerst genannten drei Kaiser. Im Vergleiche zu dem, was bisher über das Schaffen dieser erlauchten Componisten bekannt war, bildet die Ausgabe geradezu eine Revelation. War doch die Thätigkeit Ferdinands III. und Josephs I. auf musikalischem Gebiete fast ganz in Vergessenheit gerathen, und lebte bezüglich Leopolds I. die Tradition seines fruchtbaren künstlerischen Wirkens kaum mehr in einigen größeren geschichtlichen Werken.

In den veröffentlichten Schöpfungen lernen wir drei selbständige und eigenartig veranlagte Componisten kennen, welche auch ohne Rücksicht auf das mit ihrer hohen Person verknüpfte historische Interesse schon vom rein künstlerischen Standpunkte die vollste Beachtung verdienen. Indem diese Werke die Persönlichkeit ihrer Schöpfer in einem völlig neuen Lichte erscheinen lassen, bildet die vorliegende Veröffentlichung einen höchst wertvollen Beitrag zu ihrer Charakteristik.

Von Ferdinand III. enthält der erste Band drei, der zweite Band zwei Originalwerke. Leopold I., der fruchtbarste unter den drei gekrönten Tonsetzern, ist im ersten Bande mit 10, im zweiten mit 57, Joseph I. im ersten Bande mit einem, im zweiten mit fünf Werken vertreten. Die in beiden Bänden enthaltenen Compositionen umfassen den Zeitraum von den 40er Jahren des 17. Jahrhunderts bis zum zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, also einen Abschnitt von beiläufig 70 Jahren. Es ist hochinteressant zu verfolgen, welche bedeutende Wandlungen der musikalische Geschmack in dieser verhältnismäßig kurzen Zeitspanne durchmachte, und wie sehr die drei fürstlichen Componisten, im künstlerischen Fühlen und Denken ihrer Zeit aufgehend, diese Wandlungen getreulich mitmachten. Von der vielfach noch herben, dem modern musikalischen Empfinden unbeholfen und steif erscheinenden Schreibweise Ferdinands III. an offenbart sich uns in den Schöpfungen seiner beiden Nachfolger auf dem Throne eine stetige und bedeutsame Fortentwicklung des Kunststiles. Leopolds I. Werke sind schon weit moderner gedacht, muthen aber durch gewisse formelhafte Wendungen vielfach noch veraltet an, während die Compositionen

Josephs I. in ihrem festlichen, glänzenden Colorit schon stark an Händel gemahnen, unserm Verständnisse daher viel näher liegen. Die musikalischen Individualitäten der drei Kaiser heben sich demnach bei näherem Zusehen deutlich voneinander ab. Am prägnantesten tritt wohl die Eigenart Leopolds I. hervor, nicht nur weil von ihm die weit- aus überwiegende Zahl von Compositionen im Werke enthalten ist, sondern auch weil seine Schöpfungen in gewissen typischen Wendungen, ja auch in wiederkehrenden Schwächen oder Fehlern ein durchaus charakteristisches Gepräge tragen.

Ferdinand III. erscheint uns in seinen Compositionen als ein ernster, der strengerem Muse zugewandter Tonsetzer. Seine Arbeiten entbehren indes nicht des klanglichen Reizes ausdrucks- voller Instrumentierung und einer wohllautenden Cantilene. Unter dem Banne des Umwandlungsprocesses, den die Musik gerade zu seiner Zeit durchmachte, zeigen seine Compositionen das für diese Epoche bezeichnende Suchen nach neuen Formen und bewegterem Ausdruck. Trotz dieses etwas schwankenden Gepräges lassen jedoch seine Werke deutlich die gewaltige Begabung des Kaisers erkennen, welche Athanasius Kircher zu dem begeisterten Lobe hinriß, „der Kaiser habe unter allen Regenten in der Musik nicht seinesgleichen“. Wie warm Ferdinands Herz auch sonst für die Tonkunst schlug, erhellt daraus, daß er eine eigene Polizeiordnung im Interesse der Berufsmusiker er- ließ, daß er ferner für die Ausbildung junger Talente sorgte — wie er beispielsweise die nachmals berühmten Musiker J. J. Fro- berger und J. C. Kerl auf seine Kosten nach Italien entsandte — sowie daß er Musiker von Namen wie Wolfgang Ebner und J. Bachelbel an seinen Hof berief. Allen musikalischen Aufführungen wandte er seine besondere Aufmerksamkeit zu, und unter ihm wurde im Jahre 1653 die erste italienische Oper aufgeführt. Ferdinands „Miserere“ erweist sich als ein formschönes, gedankenreiches Werk, in welchem manche Wendungen durch den fortschrittlichen Geist ihres melodischen Aufbaues überraschen. Musikalisch weit ausgeglichener ist jedoch der „Hymnus de nativitate Domini“ mit seiner naiv-pikanten Begleitung von drei Flöten und drei Tromben, welche dem einerseits pastoralen, andererseits wehevoll kirchlichen Charakter des Stückes so gut entspricht. Den Ausgangspunkt dieser Composition bildet ein dem Sopransolo zugewiesenes altes Kirchenlied: jenes kindlich-innige „Wiegen- lied der Heiligen Maria“, welches auch Brahms in einem seiner Lieder für Altstimme mit Begleitung der Bratsche und des Claviers mit Glück

wieder verwertet hat. Verleiht schon die erwähnte reizvolle Instrumentierung diesem Stücke besonderen Wert, so reißt uns der ebenmäßige und consequente Aufbau des Chores bis zu dem sich gewaltig steigenden Amen völlig zur Bewunderung hin. Manche sehr einfache, doch umso wirksamere Effecte, wie der Eintritt der drei Tromben beim „Tibi sit gloria“ nach der stimmungsvollen Einleitung der drei Flöten, lassen den Meister des Tonsatzes erkennen. Frappierendem Harmonienwechsel und sonderbaren Rückungen begegnen wir in der „Litania Lauretanae“. Das Madrigal „Chi volgene la mente“, von Kircher „Melothesia caesarea“ genannt, ist in der Modulation noch unruhiger und weist manche völlig bizarre Accordfolgen auf, so beispielsweise den unmittelbaren Eintritt von C-moll nach H-dur. Die Dichtung dieses Stückes ergeht sich in Betrachtungen über die Hinfälligkeit des menschlichen Daseins. Besondere Beachtung vom musikgeschichtlichen Standpunkte verdient das vom Kaiser dem Athanasius Kircher gewidmete, im Jahre 1648 zu Prag im Druck erschienene „Drama musicum“ als eine der ersten Nachahmungen der italienischen Oper auf deutschem Boden, somit als einer der ersten Versuche deutscher Opernmusik. An musikalischem Gehalt steht es jedoch hinter den Werken kirchlicher Richtung zurück. Die Handlung der Oper dreht sich um den Kampf zwischen der irdischen und der göttlichen Liebe, einen in jener Zeit mit Vorliebe behandelten Stoff, welcher ja auch nach der bisher allgemeinen, allerdings in neuerer Zeit nicht ganz unbestrittenen Auffassung einem der berühmtesten Gemälde Tizians zugrunde liegt. Wolfgang Ebners gedankenreiche und formvollendete Variationen über ein Thema des Kaisers bilden für jeden Clavierspieler eine willkommene Beigabe des Werkes. Nicht unerwähnt möge die gelungene Reproduktion des hübschen Titelblattes zu der 1648 erschienenen Ausgabe dieser Variationen bleiben.

Schon die große Zahl der Compositionen Leopolds I. gestattet eine Beurtheilung seines Talentes auf weit verschiedenartigen Gebieten musikalischen Schaffens, als es bei Ferdinands III. in verhältnismäßig geringerer Zahl erhaltenen Werken möglich ist. Doch auch ohne Rücksicht auf die Quantität seiner Werke muß nach der Qualität derselben Leopold I. als der bedeutender und vielseitiger Veranlagte erscheinen. Zur Beleuchtung der bewunderungswürdigen Fruchtbarkeit Leopolds als Componist sei angeführt, daß von ihm nachweisbar 79 Kirchenwerke (2 Messen, 20 Motetten, 9 Psalmen, 12 Hymnen, 14 Marienengesänge, 4 Vitaneien, 5 Todtenofficien, 13 kleinere Werke),

8 Dratorien, 155 ein- und mehrstimmige weltliche Gesänge, 9 Feste teatrali und 17 Bande di Balletti herrühren. Diese Zahl muß für einen Tonsetzer, dessen Thätigkeit denn doch überwiegend durch anderweitige und ernste Geschäfte in Anspruch genommen war, als eine geradezu erstaunliche Gesamtleistung bezeichnet werden. Nur ein Mann, der wie Leopold, ursprünglich zum gelehrten und geistlichen Berufe erzogen, seinen Sinn allen Stürmen der Zeit zum Troste stets der Pflege der idealen Güter zugewandt erhielt, vermochte sich aus den Sorgen der Politik und der kriegerischen Wirren heraus immer wieder zur abstracten Arbeit künstlerisch-musikalischen Schaffens zu flüchten. In dieser Thätigkeit fand er Trost und Erhebung bei allem seinem Leben so reich beschiedenen Bitternissen, in sie legte er seine Lust und Freude bei fröhlichen Anlässen. Mehr noch wie Ferdinand III., von welchem berichtet wird, daß er „Fertigkeit im Spiele besitze“, war Leopold I. auf mehreren Instrumenten Meister. Ein Spinett, an dem er nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen seine Mußestunden zuzubringen pflegte, begleitete ihn auf allen Reisen. Sein Interesse an allen musikalischen Veranstaltungen war so lebhaft, daß er dabei meist selbst dirigierte, oft auch selbst mitwirkte und von seiner Umgebung ebenfalls active Betheilung an derartigen Aufführungen heischte. So ist auf dem Titelblatte des in der Wiener Hof-Bibliothek befindlichen Manuscriptes der Oper „Chi più sà . . .“, Poesia del Cav. Himenes, Musica di A. Draghi, 1669“ folgender Vermerk zu lesen: „Sua Maestà Cesarea compose tutte le sinfonie e Ritornelli, e si compiacque di sonare il Cembalo per tutta l'Opera.“

Quelli, che rapresentarono:

Cesare — Il Conte Francesco Agostino di Woldistei (Walstein?), Capitano de Trabanti di sua M^a C^a.

Clodio — Il Conte Enrico di Manzfeld, Cam^{re} di S. M. C.

Massimo — Il Conte Venzislao di Alta, Cam^{re} di S. M. C.

Sesto — Il Conte Giacomo Brandais, Cam^{re} di S. M. C.

Marzio — Il Conte Cristoforo di Alta, Cam^{re} di S. M. C.

Sabina — Il Conte Quintilio di Alta, Cam^{re} di S. M. C.

Perillo — Il Conte Ferdinando Obozi, Cam^{re} di S. M. C.

Tribuno — Il Cav^{re} Priore Himenes.

Pompea — Il Conte Carlo Vialardi.

Dora — Il Conte . . . Dottori (?)

Violino — Il Conte . . . Sanguiliani (Saint-Julien?), Cam^{re}
di S. M. C.

Violino — Il Barone . . . Chilmonsecchi (Kielmannsegg).

Viola — Il Barone . . . di Suorzenau (Schwarzenau)."

Das Verzeichniß der Mitwirkenden gewinnt durch die darin vorkommenden Namen österreichischer Adelsgeschlechter besonderes Interesse.

Als Componist beherrschte Leopold I. nicht nur die polyphone Gattung figuralmäßiger Musik, sondern er war ebenso im Opernstil mit fließender, sangbarer Cantilene als in den humorvollen Tanzweisen seiner Zeit zuhause. Von den letzteren tragen manche unverfälschten Wiener Typus an sich. Vom Standpunkte der musikalischen Kritik verdienen die kirchlichen Werke den Vorzug; in ihnen zeigt sich sein Talent und sein Können im vollsten Lichte. Aber nicht minder lebenswürdig und mit wahrhaft genialem Blick für das Schöne und Sangbare begabt, tritt er uns in seinen weltlichen Compositionen entgegen.

Bei solch ausgesprochener Vorliebe und Veranlagung für die Musik ist es nicht zu verwundern, daß des Kaisers Fürsorge sich besonders allem zuwandte, was mit der Tonkunst und ihrer Ausübung zusammenhieng. Während die Zahl der Aufführungen von Opern und Oratorien in der Zeit von 1630 bis 1657 nur 16 betrug, stieg sie unter Leopolds Regierung in den Jahren 1658 bis 1705 auf 400. Der jährliche Aufwand für die Hofkapelle wuchs auf nahe an 45.000 fl. Leopold I. schuf das Amt der Hofcompositoren; der erste in dieser Würde war Johann Josef Fux, den der Kaiser nach einer von ihm selbst vorgenommenen Prüfung kurzweg und ohne Anhörung irgend einer Zwischeninstanz in seine Dienste aufnahm, was sogar eine keineswegs einer gewissen Spitze entbehrende submissive Anfrage seitens des competenten Hofamtes an Se. Majestät wegen der Gehaltsanweisung zur Folge hatte.

Bezeichnend dafür, wie sehr die Musikliebe Leopolds bekannt war, ist die bis auf unsere Tage gekommene, allerdings nicht sicher verbürgte Überlieferung, der Kaiser habe, als er sein Ende herannahen fühlte, durch seine Kapelle im Nebenzimmer einige seiner Lieblingsstücke aufführen lassen, unter deren Klängen er dann sanft entschlief. Von der erwähnten großen Anzahl der Compositionen Leopolds I. sind im ersten Bande 10 größere Werke, im zweiten, nebst ausgewählten Stücken aus 6 Oratorien, 60 Arien und Lieder aus verschiedenen Opern und Singspielen, 1 Orchesterstück sowie 28 Nummern Tänze enthalten. Unter den geistlichen Compositionen ragen besonders die großartigen „Missa Angeli custodis" und das „Miserere" hervor.

Die Schutzengelmesse, ein an musikalischen Schönheiten reiches, tief empfundenes und interessant gearbeitetes Werk, repräsentiert den Typus der Satzweise Leopolds. Sie weist eine Reihe geradezu genialer Inspirationen auf, so die wunderbare Stelle im Sanctus „Pleni sunt coeli et terra“, wo durch den jähen Sturz des Solosoprans aus jubelnder Höhe in die tiefe Stimmlage der Abstand zwischen Himmel und Erde in einer Weise versinnbildlicht wird, welche bei aller Naivetät gerade wegen ihrer Einfachheit ergreifend wirkt und sich weit von ähnlichen symbolischen Spielereien anderer Componisten entfernt. Zu den vielen herrlichen Einfällen dieser Composition zählt auch die Wiederkehr des ersten Theiles des Kyrie in veränderter, bewegterer Taktart ($\frac{6}{4}$ Takt) zum Schlusse dieses Satzes, ferner im Gloria das schöne Ariojo „Tu solus sanctus“, der packende Einsatz „Cum sancto spiritu“, die rührende Stelle „Miserere“ mit dem flehenden Einsatz der Sopran- und Altstimmten, endlich das vollendet figurirte Amen. Das Credo der Messe muß seiner Schönheiten ungeachtet als zu gedehnt bezeichnet werden und bedürfte bei Aufführungen im Concertsaale, bei welchen nicht wie in der Kirche liturgische Rücksichten die Absingung des ganzen Textes nothwendig machen, zu seinem Vortheile wohl ausgiebiger Kürzungen. Besonders stimmungsvoll ist das Sanctus mit dem ganz prächtigen „Osanna in excelsis“. Die zwei concertanten Geigenstimmen zu dieser Messe, deren Originalien verloren gegangen sind, wurden vom königl. hannoverschen Kammervirtuosen Josef Labor in feinsinniger Weise in die Partitur restituirt. Allerdings ist eine gewisse künstlerische Freiheit und bei aller Anpassung an den Stil der Composition der moderne Zug dieser That nicht zu verkennen. Eine musikalische Restaurierungsarbeit von diesem Umfange wird sich jedoch füglich nicht durchführen lassen, ohne daß die vom Geiste ihrer eigenen Zeit nicht loszulösende Individualität des Restaurators durchschlägt, und wenn dies in so vornehmer und discreter Weise geschieht wie seitens Labors, gereicht es dem Werke sicherlich nicht zum Nachtheile. Das Miserere Leopolds muß wohl als seine musikalisch reifste und vollendetste Schöpfung bezeichnet werden. Im Stile eilt diese Composition weit ihrer Epoche voraus, so daß sie bis in die jüngste Zeit unbestritten als ein Werk Karls VI. galt, dessen Namen auch die Aufschriften der zeitgenössischen Manuscripte tragen. Ein von Sachverständigen vorgenommener sorgfältiger Vergleich der Handschriften hat jedoch zur Evidenz erwiesen, daß man es hier mit einer Schöpfung Leopolds I. zu thun habe, und manche der auch in diesem Werke

vorkommenden, für Leopolds Satzweise charakteristischen Wendungen unterstützen diesen äußeren Nachweis auch mit inneren Gründen. Allerdings scheint es mit Hinblick auf den vielfach an den späteren Stil anklingenden Zug des Werkes nicht ausgeschlossen, daß in folgender Zeit eine kundige Hand nachbessernd eingegriffen habe, wiewohl andererseits im Revisionsberichte hervorgehoben wird, daß die Handschrift des Miserere aus der Zeit zwischen 1670 und 1680, also aus einer Epoche herrühre, in welcher Leopold I. noch am Leben war und in der Vollkraft seines durchaus selbständigen künstlerischen Schaffens stand. Der großartige fugierte Schlusssatz des Miserere verdient als mustergiltige Arbeit besonders hervorgehoben zu werden. Als Meister der Fuge zeigt sich übrigens Leopold auch in den figurirten Sätzen der ihm mit voller Sicherheit zuzuschreibenden „Tres lectiones“, Compositionen, welche zugleich von jener tief innerlichen Trauerstimmung getragen sind, in die sich der Kaiser durch das Hinscheiden seiner zweiten Gemahlin, Claudia Felicitas, versetzt fühlte. Ihr weinte der Componist Leopold besonders nach, denn in ihr verlor er eine von regstem Antheil an seinen musikalischen Bestrebungen erfüllte Lebensgefährtin. Nicht minder stimmungsvoll wie die „Lectiones“ sind die Dratorienwerke Leopolds, Compositionen, welche sich von jedem theatralischen Effect fernhalten und von gläubigster Frömmigkeit getragen werden. Besonders die dem Dratorium „Sieg des Leydens Christi über die Sinnlichkeit“ entnommenen Stücke athmen eine ergreifende Tiefe des Gefühls, welche in Arien wie „O euch grimme Geißelstreich“, „Jesus der nichts wußt von Sünden“, „Nehme diese Nägel“ und „Mein Jesus in dem Grab“ wahrhaft rührenden Ausdruck findet. Auch die „Erlösung des menschlichen Geschlechts“ ist eine bedeutende Schöpfung voll schöner Gedanken.

Die Opernarien des Kaisers, in denen sich volle Beherrschung des dramatischen Ausdruckes mit schlagendem musikalischen Witz und tändelnder Anmuth vereinigt, alle einzeln aufzuzählen, würde wohl zu weit führen. Lediglich auf einige Perlen unter diesen Compositionen sei hingewiesen, so auf die schöne Bass-Arie aus „Apollo deluso“, auf die dankbare Tenor-Arie aus „Leonida in Tegea“, auf die schalkhafte Sopran-Arie der Lema „Quand' era giovinetta“ mit dem reizenden Flöten-Ritornell, auf die sympathischen Nummern aus „La Felicità“, unter welchen wieder in Nummer 38 die textlich schwungvolle Stelle „Dalle fiamme del mio sdegno nacque amore nel mio cuore“ musikalisch in ebenso schwungvoller Weise vertont wird. Erwähnung verdienen weiters

die schönen Nummern 43 aus „Il monte Casio“ und 44 aus „Il Palladio di Roma“, ferner die anmuthige, für Concertaufführungen besonders geeignete Arie Nr. 54 aus „Psyche cercando Amore“ mit der naiv-fröhlichen Begleitung einer concertanten Trompete. Einige gehaltvolle Nummern enthält auch die Oper „La Regina de Volci“, so namentlich die Alt-Arie „Tu non chiedi“. Diese Arie, eines der ausgeglichnensten, edelsten Gesangsstücke Leopolds, gelangte, von Frau Amalie Joachim gelegentlich der historischen Concerte der Wiener Musik- und Theaterausstellung in verständnisvoller Weise vorgetragen, zu schönster Wirkung. Besonders originell und als Proben von Leopolds glücklicher humoristischer Alder interessant sind die zwei Arien des Pirophraustes Nr. 68 mit ihrem für den damaligen Hofbrauch charakteristischen polyglotten Texte, in welchem sich deutsche, französische, italienische und spanische Brocken mit lateinischen vermengen. Als Curiosum sei dieses richtige „Kauderwelsch“ hier angeführt:

1. „Amor care,

Petit, petit garçon,

Donne moy tanta forcezza

De quitarle la cabeza

Weinem Feindt zu seinen Lohn.“

2. „Million tausend Coups de baston,

Donec dicat au we, au we!

Da wirdts heißen misero me, misero me,

Ho perdido el corazon.“

Pirophraustes stellt hier offenbar einen ruhmredigen Poltron dar.¹⁾

Zu dem Besten und Reifsten, was Leopold in diesem leichteren Genre geschrieben, zählen die Nummern 71 bis 74 aus „Musica per la comedia“, die textlich auch einiges Interesse bieten, sowohl als Beispiele des deutschen Singspiels jener Zeit, als auch weil das Sujet eine gewisse Verwandtschaft mit dem Don Juan-Stoffe zeigt: in Miromero lebt schon jener Typus des frevelhaft-leichtsinrigen Thunichtguts, der sich auch durch die Drohungen der plötzlich mit Sprache begabten Statuen in seinem Übermuth nicht einschüchtern läßt. Von diesen Stücken weist wieder die Arie „Ciascun si contenti“ die unverfälschten Reime eines Wiener Walzers auf; aus den reizenden

¹⁾ In den Compositionen zu diesem Texte ist es Leopold überraschend gut gelungen, den Ton musikalischen Humors zu treffen. Völlig modern berührt dabei die Verwendung eingestreuter Triolenfiguren sowie die parodistische Bewertung des figurirten Stils.

$\frac{3}{4}$ Takt-Rhythmen weht es uns wie eine Vorahnung Lanners entgegen. Vornehm und formvollendet ist im Gegensatz hierzu das folgende Stück „Sombres bois“, und die sich daran schließende italienische Arie „Dio ch'ai l'ali“ ist ein ebenso sangliches als dankbares Vortragsstück für Sopran. Als eine Perle in melodischer Beziehung muß die sich in wahrhaft berückendem Wohlklang bewegende kurze Arie „Rendi, rendi mi il cuor“ (Nr. 76) bezeichnet werden. Eine dankbare, gerundete Composition ist auch Nr. 77: „Tazio, che tardi?“ Das spanische Entermes „Orfeo y Euridice“ erregt wegen des naheliegenden Vergleiches mit dem Gluck'schen Orpheus Interesse; die darin vorkommende reizende Serenade „Moriste bella nifa“ mit ihrem in der That national-spanisch anklingenden Rhythmus gehört zu den graciösesten Tondichtungen Leopolds. Schön in seiner klaren, wohlklanggesättigten Stimmung ist auch das Duett Nr. 86. Von den Tänzen verdienen besonders die Nummern 98, 99, 104, 109, 112, 113, 114 und 124 hervorgehoben zu werden.

In Josephs I. Compositionen manifestiert sich, wenn auch einige Zeitgenossen von ihm berichten, daß er nicht die gleiche Vorliebe für die Musik hegte wie sein Vater, gleichwohl ein höchst bemerkenswertes Talent von feurig-temperamentvollem Empfinden. J. J. Fur urtheilte denn auch sehr günstig über die musikalische Begabung dieses Kaisers. Seine reichen Anlagen konnten allerdings aus Mangel an Zeit nicht gehörig ausreifen, sonst hätte er uns ohne Zweifel noch mehr und Bedeutenderes hinterlassen. Auch Joseph I. war nicht bloß Componist, sondern als ausübender Musiker vorzüglich geschult; er spielte nebst dem Clavier die Flöte und mehrere andere Instrumente. Mag er jedoch, wie aus der Überlieferung zu schließen ist, in der Ausübung der Musik seinem Vater nahe gekommen sein, so erreichte er ihn in der Technik der Salkunst doch nicht. Seine Schreibweise geht mehr auf schöne, prächtige Klangwirkungen, welche seinen Compositionen eine gewisse Festlichkeit der Stimmung und glänzendes Colorit geben. „Ein wahrer Feuergeist“, als welcher er von einem zeitgenössischen Schriftsteller bezeichnet wird, nahm er mit Begierde die Reime der neuen Richtung in sich auf, die von Italien aus die Musik zu beherrschen begann. In seinen Werken offenbart sich deutlich der Einfluss Alessandro Scarlatti's, ja dieselben enthalten auch, wie schon erwähnt, vielfach Anklänge an G. Fr. Händel. In ähnlicher Weise wie sein Vorgänger auf dem Throne erblickte auch Joseph I. eine seiner vornehmsten Aufgaben in einem großherzigen Mäcenatenthum gegenüber den Künsten.

Seiner Initiative war die Erbauung eines neuen Opernhauses an Stelle des 1699 abgebrannten alten zu danken. Im neuen Hause wurden dann Opern aufgeführt, die an Glanz und Pracht alles bisher Dagewesene übertrafen.

Das Wenige, was von Josephs I. Compositionen erhalten und in der Publication des Unterrichtsministeriums veröffentlicht ist, flößt aber immerhin gewaltige Achtung vor der Begabung und dem künstlerischen Schwunge dieses kaiserlichen Tonsetzers ein. Das im ersten Bande enthaltene „Regina Coeli“ ist ein wohlgerundetes, namentlich gesanglich sehr dankbares Werk. Von den weltlichen Gesängen verdienen die Arien Nr. 93 „Si trova in tempesta“, die herrliche Alt-Arie aus der Oper Chylonida „Si, cor mio“ mit der schön gearbeiteten obligaten Begleitung concertierender Geige und Bratsche und die reizende Arie „Tutto in pianto“, eine mit fein instrumentierter Begleitung versehene Composition pastoralen Charakters, besonders hervorgehoben zu werden.

Bietet demnach, wie aus der vorstehenden Charakteristik hervorgeht, die Monumentalausgabe der Compositionen Ferdinands III., Leopolds I. und Josephs I. schon vom bloß musikalischen und kunsthistorischen Standpunkte eine ungeahnte Fülle des Interessanten, so gewährt es einen weiteren hohen Reiz, die Entstehungsdaten der einzelnen Werke mit den gleichzeitigen geschichtlichen Ereignissen zu vergleichen.

Die kirchlichen Compositionen Ferdinands III. sind leider nicht datiert. Ein großer Theil seiner Regierungszeit war noch von den Schrecken des 30jährigen Krieges erfüllt, und die Zeitangaben auf den weltlichen Werken (Drama musicum 1648,¹⁾ Madrigal 1650) weisen darauf hin, daß der Kaiser sich erst gegen Ende, beziehungsweise nach Abschluß dieser Kriegszeit mit größerer Muße der Tonkunst zuwenden konnte. Das Drama musicum und Ebners Variationen tragen die denkwürdige Jahreszahl des Osnabrücker Friedens: 1648. Von Leopold I. ist nur ein Werk, das „Regina Coeli“ 1655, aus der Zeit vor seiner Regierung datiert. Für die kirchlichen Compositionen sind mit Ausnahme der „Tres lectiones“ (1676) keine Daten angegeben; die weltlichen dagegen tragen durchwegs Zeitangaben, welche, mit den gleichzeitigen welthistorischen Geschehnissen zusammengehalten, eine interessante Beleuchtung erfahren. So fällt zwischen die Oratorien „Il sacrificio d'Abramo“ 1660 und „Il Lutto dell' Universo“

¹⁾ Datum der ersten gedruckten Ausgabe.

1668 (übrigens Ausführungsdatum) der erste Türkenkrieg unter Leopolds Regierung. Compositionen aus der Zeit dieses Krieges sind in dem Werke nicht enthalten. Die Verschwörungen Nádaszhs und Frangipanis und die wiederholten Anschläge auf das Leben des Kaisers scheinen die künstlerische Thätigkeit Leopolds weit weniger beeinträchtigt zu haben, denn gerade aus dieser Zeit datieren die den Stempel der Sorglosigkeit tragenden Compositionen „Leonida in Tegea“ (1670) und „La Felicità“ (1671). In dieser Thatsache spiegelt sich unstreitig viel Seelengröße. Aus der Zeit von Tökölys Aufstand in Ungarn finden wir wieder kein Werk. Zwischen dieser Epoche und dem Einbruche der Türken unter Kara Mustapha liegen die Entstehungsdaten der Opern „I pazzi Abderiti“ (1675), „Il monte Casio“ (1677), „Orfeo y Euridice“ (1667—1673) und „Der vermeinten Bruder und Schwester Liebe“ (1680), ferner für die Dratorien „Die Erlösung des menschlichen Geschlechts“ (1679) und „Sieg des Leydens Christi“ (1682). Aus dem denkwürdigen Jahre der Belagerung Wiens 1683 ist das Singspiel „Der thörichte Schäffer“ datiert. Die folgende, bis zum Jahre 1699 durch die Fortsetzung des Türkenkrieges auf den Schauplätzen im Südosten des Reiches ausgefüllte Zeit bildete die fruchtbarste Epoche von Leopolds musikalischem Schaffen. In dieselbe fällt die Entstehung von zwei großen Dratorien, über einem Duzend Opern und Singspielen und wohl der meisten Tänze (von welchen übrigens nur vier Nummern bestimmte Zeitangaben aufweisen). Die Compositionen aus dieser Zeit sind auch als die reifsten und gerundetsten zu bezeichnen. Arbeiten aus der Zeit von 1700 bis 1705, dem Todesjahre des Kaisers, sind im Werke nicht angeführt. Josephs I. Regierungszeit war fast gänzlich durch den spanischen Erbfolgekrieg ausgefüllt, was nicht zum geringsten Theile dazu beigetragen haben mag, daß seine künstlerischen Anlagen nicht jene reiche Entfaltung nahmen, zu deren Erwartung sie vollauf berechtigt hatten. Wahrhaft bewundernde Ehrfurcht muß es erwecken, mit welcher hohen idealen Schwung die drei kaiserlichen Componisten im Drange der Regierungsgeschäfte und der oft stürmisch bewegten Zeiten die geistige Spannkraft zu finden vermochten, sich auf dem Gebiete der musikalischen Composition in so hervorragender Weise zu bethätigen. Wie viel Liebe zur Kunst, wie viel ernste Arbeit setzt solches Schaffen voraus!

Indem das Ministerium für Cultus und Unterricht mit der Monumentalausgabe der „Musikalischen Werke Ferdinands III., Leopolds I. und Josephs I.“ der künstlerischen Wirksamkeit der drei

fürstlichen Componisten ein würdiges und schönes Denkmal setzte, hat es zugleich eine Dankeschuld der späteren Geschlechter abgetragen. Ist es doch fast beschämend, daß 200 Jahre verstreichen mußten, bis dieses Zeugnis einer in ihrer Art einzigen künstlerischen Bethätigung der Nachwelt zugänglich gemacht wurde. Die Publication verdient jedoch auch nach einer anderen Seite hin hohe Beachtung. Das Ministerium hat mit derselben auf einem wissenschaftlichen Gebiete eingegriffen, welchem von staatlicher Seite bisher eine verhältnismäßig geringere Pflege zugewandt wurde, auf dem Gebiete musikhistorischer Forschung. Wie einer Andeutung in der Vorrede zum zweiten Bande der „Kaiserwerke“ zu entnehmen ist, soll sich an diese Veröffentlichung ein mit staatlicher Förderung erscheinendes weiteres, groß angelegtes musikgeschichtliches Unternehmen anschließen, welches unter dem Namen „Denkmäler der Tonkunst in Österreich“ die wichtigsten Erscheinungen unserer in ihrer Kunstgeschichte so überreichen Monarchie zusammenfassen soll.¹⁾ In Professor Guido Adler, dem mit der Herausgabe der „musikalischen Kaiserwerke“ betrauten Gelehrten, hat das Ministerium den richtigen Mann für diese Aufgabe gefunden. Sowohl die Auswahl und Anordnung der Stücke als die kritische Revision der Arbeiten zeugen von dem gründlichen Verständnisse Adlers, welcher wissenschaftliche Gelehrsamkeit mit feinem künstlerischen Empfinden in glücklicher Weise vereinigt. Die Einleitung zum ersten Bande, eine vielfach auf neuerschlossenen Quellen fußende geschichtliche Skizze über die Musikpflege unter den Habsburgern im allgemeinen und unter den drei Kaiser-Componisten im besonderen, verdient in hohem Maße das Interesse jedes Freundes geschichtlicher Forschung. Dem zweiten Bande ist eine kürzere Einleitung vorausgeschickt, in welcher insbesondere auf die Wichtigkeit dieses Theiles der Publication für die Geschichte der Oper hingewiesen wird. Der diesem Bande beigegebene ausführliche Revisionsbericht enthält außer den nothwendigen kritischen Erläuterungen für alle den Oratorien, Opern und Singspielen entnommenen Stücke eine kurze Schilderung des Inhaltes der betreffenden Dichtung und die zum Verständnisse der dramatischen Situation erforderlichen Erklärungen. Der minutiöse Fleiß dieser Arbeit verdient alle Anerkennung und wird von jedem, der das Werk eingehender

¹⁾ Während des Druckes dieses Aufsatzes ist bereits der erste Band der „Denkmäler der Tonkunst in Österreich“, mit Unterstützung des Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegeben von einer zu diesem Zwecke gebildeten Gesellschaft, im Verlage von Artaria und Co. in Wien erschienen.

studieren will, mit Dank begrüßt werden. Gemäß dem bei allen großen Ausgaben ähnlicher Art beobachteten Verfahren sind die bezifferten Bässe durchwegs ausgeführt, diese Zuthaten jedoch selbstverständlich durch kleinere Notentypen kenntlich gemacht worden. In die bezüglichen Arbeiten theilten sich die Herren Josef Labor, Rudolf Bibl, Rudolf Weinwurm, Wilhelm Freiherr v. Wedbecker und Albert Ritter v. Hermann. Den Bearbeitern erwuchs vielfach eine verhältnismäßig schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe, da für die künstlerische Reconstruction, zumal bei den weltlichen Arien sowie bei den Tänzen, deren Bässe meist gar nicht oder nur andeutungsweise beziffert sind, oft bloß ganz vage Anhaltspunkte gegeben erscheinen.

Die typographische Ausstattung des Werkes ist eine musterhafte und macht der altbewährten Firma Artaria und Co. alle Ehre. Es muß auch als erfreulich bezeichnet werden, daß diese Verlags-handlung durch die Übernahme der Edition Gelegenheit nahm, auf dem Gebiete des von ihr ehemals so intensiv betriebenen Musikalienverlages neuerlich hervorzutreten. Nicht wenig gewinnt die Ausgabe durch die ihr beigegebenen Facsimiles und Reproduktionen. Da die kostbare Monumentalausgabe jedoch lediglich in Partitur (ohne Stimmen) und nur in einer Anzahl von 220 numerierten Exemplaren erschienen ist, hat die Verlags-handlung in dankenswerter Weise mit Bewilligung des Unterrichtsministeriums die Herausgabe einer Anzahl aus der großen Edition gewählter Stücke in einer weiteren Kreise zugänglichen Volksausgabe in Aussicht genommen. Von dieser unter der Redaction Albert Ritter v. Hermanns stehenden Volksausgabe sind bisher die ersten vier, dem ersten Bande der Monumentalausgabe entnommenen Hefte, enthaltend das Miserere Ferdinands III., die Schutzengelmesse und die Motette „Sub tuum praesidium“ von Leopold I. und Josephs I. „Regina Coeli“, erschienen. Die Hefte der Volksausgabe sind in praktischer Weise für den Gebrauch bei Aufführungen eingerichtet, und ihre Verbreitung wird hoffentlich dazu beitragen, den Compositionen der drei Kaiser jene Popularität zu verleihen, welche sie nach ihrem künstlerischen wie nach ihrem historischen Werte so vollauf verdienen. Bilden doch die musikalischen Werke der drei Kaiser-Componisten aus dem Hause Habsburg ein für jeden Österreicher erhebendes Denkmal des wahrhaft idealen, stets allem Edlen und Hohen zugewandten Sinnes seines tugendreichen Herrscherhauses.



Jaroslav Vrchlický.

Von Edmund Grün.

Karolinenthal-Prag.

Die czechische poetische Literatur hat in den letzten zwei Jahrzehnten einen ungewöhnlich starken Aufschwung genommen, sie weist in ihren Producten neben manchem Schwächlichen auch vieles Bedeutungsvolle auf, der Fortschritt ist unverkennbar. Eine Schar jüngerer Poeten ist entstanden und ringt mit den älteren Meistern kühn und erfolgreich um die Fahne, ja gar mancher unter ihnen übertrifft seine bisher bewunderten Vorbilder. Die Zeit Halets ist vorüber. Die einfachen Stoffe und Formen, welche dieser Dichter, noch heute ein Liebling seines Volkes, behandelte, zart und anmuthig freilich wie selten einer, werden verschmäht — schwierige Formen, schwierige antike und moderne Stoffe erwählt. Der Einfluß fremder großer Literaturwerke spiegelt sich in vielen Schöpfungen der neuen czechischen Dichter, ohne jedoch ihrer Originalität Abbruch zu thun. Aber alle jene, welche sich um das reiche Aufblühen der heimischen Literatur besonderes Verdienst erworben, überragt in gewaltiger Größe der Dichter, mit dessen Person und Werken ich den Leserkreis dieser Blätter in gedrängten Worten bekannt zu machen versuchen will, ein Dichter, dessen Dichtungen durch ihre Bedeutung weit, weit über die Grenzen seiner engeren Heimat dringen und mit vollster Berechtigung gebieterisch Einlaß in die Weltliteratur sich erzwingen.

Jaroslav Vrchlický ist der Reigenführer der neuen czechischen Poeten: er hat der Sprache eine Mannigfaltigkeit gegeben, die ihr bis dahin fremd gewesen, er hat der czechischen Poesie eine Tiefe und einen Gedankenreichtum verliehen, die er selbst der eingehendsten Kenntniss der Weltliteratur zu verdanken hat.

Jaroslav Vrchlický (Pseudonym für Emil Frida) ist zu Laun in Böhmen am 16. Februar 1853 geboren. Nach Absolvierung der Mittelschulen betrieb er an der Prager Hochschule historische und sprachliche Studien. Vom Jahre 1873 bis 1876 war er Hofmeister im Hause der Marchesa Montecuculi-Saderchi in Ober-Italien (Modena und Livorno, welche Städte oft den Schauplatz seiner Dichtungen bilden). In seine Heimat zurückgekehrt, wurde er Secretär in der Rectoratskanzlei des czechischen Polytechnicums zu Prag, welche

Stellung er bis Mitte des vorigen Jahres innehatte. Vor mehreren Jahren vermählte er sich mit der anmuthigen Tochter Ludmilla der berühmten czechischen Romanschriftstellerin Sophie Podlipsky. Dafs er zeitweilig die Redaction hervorragender czechischer Zeitschriften führte, die Berufung als Dramaturg zum Nationaltheater deshalb ablehnte, weil er seine Staatsstellung nicht preisgeben mochte, dafs er in jüngster Zeit zum Ehrendoctor der Philosophie sowie zum Professor an der czechischen Universität ernannt worden ist und seit Begründung der czechischen Akademie für Kunst und Wissenschaft derselben als wirkliches Mitglied angehört, sei der Vollständigkeit halber noch mitgetheilt. Anlässlich seines vor wenigen Monaten öffentlich gefeierten vierzigsten Geburtstages wurden ihm zahlreiche Ehren in verschiedensten Formen erwiesen, aber all diese Ehren vermögen nicht die für die praktischen Lebensverhältnisse der czechischen Literatur charakteristische Thatsache aus der Welt zu schaffen, dafs, wie aus dem Erzählten ersichtlich, einer der ersten czechischen Schriftsteller, ja von vielen als der erste anerkannt, genöthigt war, außer seinem eigentlichen Berufe nicht etwa eine seinem Wissen entsprechende, sondern eine der literarischen Thätigkeit gänzlich fern stehende Stellung Jahre hindurch zu bekleiden.

Brchlickýs Werke theilen sich ein in Lyrisches, Episches (in Vers und Prosa), Dramatisches (in Vers und Prosa), Übersetzungen. Als Übersetzer vermittelte der Dichter wie nie einer vor ihm seiner Nation die Kenntnis deutscher, französischer, italienischer und englischer Autoren. Namentlich italienische Poesien übersetzt er mit Vorliebe und, wie ihm von maßgebender Seite nachgerühmt wird, meisterhaft. Aus dem Deutschen übertrug er Gedichte von Goethe, Ringg, Freiligrath, Konrad Ferd. Meyer, Hamerling, Vorn, Schack, Friedrich Adler, Max Kalbeck u. a. Die Hauptwerke seiner Übersetzungsthätigkeit sind: Dantes „Göttliche Komödie“, Ariostos „Rasender Roland“, Tassos „Befreites Jerusalem“, eine umfassende Anthologie der modernen italienischen Lyrik (namentlich Carduccis) und Goethes „Faust“. Er hat beide Theile des größten deutschen Dichterwerkes mit geradezu bewunderungswürdiger Treue des Inhaltes und der Form, aber auch mit ebenbürtiger poetischer Kraft wiedergegeben. Als Dramatiker hat er namentlich in letzter Zeit große Erfolge errungen. Bis jetzt erschienen von ihm (und wurden zumeist schon aufgeführt) die Trauerspiele: „Drahomira“, „Tod des Odysseus“, „Julian Apostata“, „Die Brüder“ (eine Fortsetzung der „Drahomira“),

„Die Exulanten“, „Hippodamia“¹⁾ (eine Trilogie); die Schauspiele: „Zum Leben“, „Am Abgrund“²⁾ und die Lustspiele: „Im Fasse des Diogenes“³⁾, „Catulls Rache“, „Das Gericht der Liebe“, „Rabbinerweisheit“, „Eine Nacht auf Karlstein“, „Die Ohren des Midas“ und „Pietro Aretino“.

„Drahomira“, „Die Brüder“, „Die Exulanten“ und „Eine Nacht auf Karlstein“, die ersten zwei in Versen, die letzteren in Prosa, behandeln Stoffe aus der Geschichte Böhmens. Das letztgenannte historische Lustspiel erzielte auf der czechischen Bühne nächst der in neuerer Zeit zur Aufführung gelangten Trilogie in Versen „Hippodamia“ den stärksten Erfolg. Es verdiente ihn trotz vielfacher Mängel in der Composition um des herrlichen zweiten Actes willen, der eine Perle dramatischer Literatur bedeutet. Aber der dritte Act ist leider mißlungen. Zur größten Höhe seines dramatischen Schaffens ist Brchlický in seiner grandiosen Tragödie „Hippodamia“ gelangt. Die Tragödie hat die mythologische Sage zur Grundlage, welche uns erzählt, wie Pelops, Sohn des Tantalus, seine Gattin Hippodamia errungen, und die weiteren Ereignisse bis zu Hippodamias Tod. Brchlický fühlte, daß der Pelops der Sage just keine Sympathie zu wecken vermag; er wollte einen Helden, dessen tragische Schuld nicht Abscheu, sondern Erschütterung hervorbringt und das Mitleid rege macht. Sein dichterischer Genius half ihm, durch eine meisterhaft angebrachte Veränderung, welche die ganze Handlung in eine reinere Sphäre emporhebt, das Widerliche des Stoffes auszuschneiden. In seinem Drama ist nicht Pelops der Unheilstifter, sondern Hippodamia, durch ihre dämonische Liebe zu Pelops verleitet. Hippodamia will nicht, daß Pelops sterbe. Ihr Werkzeug ist Myrtilos, des Königs Wagenlenker, ein Unfreier, dessen Liebe zu ihr sie kennt, und der ihr blindlings ergeben ist. Vor dem Kampfe hat sie mit ihm eine Unterredung:

Hippodamia: — — — hör' mich also an

Der Fremdling —

Myrtilos:

Soll er sterben?

Hippodamia:

Nein! Soll leben!

Myrtilos: Also gefällt er Dir?

Hippodamia:

Was kümmert's Dich?

¹⁾ Ins Deutsche übersezt von E. G. und im Verlage von Fr. A. Urbanek, Prag 1892, erschienen.

²⁾ Gleichfalls von E. G. übersezt; ersteres erschien im „Salon“ (Leipzig), Heft XII, 1889, letzteres ebenda, Heft III, 1888.

Myrtilos: Nicht allzubiel — doch wenn er leben soll,
Darf ferner leben nicht Dein Vater mehr.

Hippodamia: Nicht ausgesprochen hab' ich solche Meinung.

Myrtilos: Doch hast Du früher sie als ich gedacht.

Hippodamia: Gibt's keinen Mittelweg aus diesem Streite?

Myrtilos: Wie Dir bekannt ist, keinen, denn es sprechen
Beredtes Zeugnis dafür zwölf der Häupter,
Die durch ihr Blut gefärbt des Schlosses Mauern.
Ob feins es nun, ob's andrer sei, Dein Vater
Kennt keine Ausnahm'.

Hippodamia: Also muß er sterben.

Myrtilos: Der Fremdling —

Hippodamia: Nein! Der muß am Leben bleiben!

Myrtilos: Dann Dinomaos —

Hippodamia: Du hast es gesagt!

Myrtilos gehorcht, der König geht zugrunde, und erst später erfährt Pelops, der ehrlich gesiegt zu haben wähnt und Dinomaos' Fluch darum entrüstet zurückweist, den wahren Hergang. Hippodamia selbst enthüllt ihm auf dem Heimwege nach Argos in einer Wildnis, in welche sie gerathen, die schauerliche That, und wie sie geschehen. Pelops droht den Verräther zu strafen, wenn er ihn findet:

Hippodamia: Nicht sehr weit brauchst Du zu suchen.

Pelops: Ja, denn Myrtil ist's!

Hippodamia: Sein Sinn nicht, seine Hand nur hat's gethan.

Pelops: Wer aber lenkte die verruchte Hand?

Hippodamia: Ein Wesen, Pelops, welches Dich geliebt,
Als unsre Schwelle Du kaum überschritten,
Erfüllt von Blut war's, gegen die nur klein
Der Glanz der ew'gen Sonn' ist dort am Himmel,
Das in Dein tiefes Auge lächelnd schaute,
Und dessen Herz in Seligkeit entflamte,
Und das nicht anders konnt' als Dich nur lieben.
— — — Und jetzt faßt Dich Entsetzen,
Erschrickst vor mir und trittst zurück mit Grausen?
Das größte Opfer hab' ich Dir gebracht,
Des Vaters Leben setz' ich auf das Spiel,
Und Du weichst zitternd jetzt vor mir zurück?

Mich trieb die Lieb' zu solcher That, die Liebe,
 Die in mir lohete, wie die große Röthe
 Am Himmel flammt, wenn untergeht die Sonne.
 Es mußte so geschehn, sonst wärst Du todt,
 Hungeriger Geier Fraß, der Hunde Beute.
 O, sicher wärst im Kampfe Du erlegen
 Den andern gleich — — —
 Ich gab das Leben Dir und meine Liebe,
 Hast beides zu verschmähen Du ein Recht?
 — — — Du bereu'st am Ende,
 Daß es geschehn? O siehe, Du hast recht!
 Wie unersättlich auch war meine Sehnsucht
 Und ohne Schranken meine wilde Liebe,
 Th' es geschehn — wie auch in Ungeduld
 Mein Mund entgegenbebt Deinem Kuß:
 Als es geschehn, kam Starrheit über mich,
 Wie dort der Felsen ward ich unbeweglich
 Und fühllos gegen jedes Spiel der Liebe,
 Von Schwächen frei, die mein Geschlecht besitzt.
 Die Reu' ist fruchtlos, denn die That bleibt That,
 Kein Seufzer macht sie ungeschehn, kein Weinen,
 Auch nicht die blut'ge Sonne der Vernunft,
 Die aufgeht allzu spät und Neue heißt —
 Die Schuld verbindet uns auf immerdar!

Und diese Schuld lastet auch auf Pelops, der ausruft:
 Frei kam ich her von Schuld, und ohne Schuld
 Ward schuld'ger Slav' ich meines schuld'gen Weibes!
 — — — Ach, zweifach fortgerissen
 Vom Bösen, taumle ich von Schuld zu Schuld
 Und ohne Schuld!

Nun hat er eine Schuld auf sich geladen: er hat Myrtilos
 getödtet. Dadurch jedoch, daß Brchlický die Schuld auf Hippodamia
 überträgt und als treibendes Motiv ihre jäh und gewaltig entflammte
 Liebe zum griechischen Fremdling wählt, rückt er seinen Helden Pelops,
 dessen tragische Schuld als logische Folge aus der Schuld seines
 Weibes erwächst, dem Herzen näher und erzwingt für seine Heldin
 — denn in dieser Tragödie gibt es Held und Heldin — eine mächtige
 Theilnahme, welche die passive Hippodamia der Sage auf der Bühne
 nimmer wachrufen könnte. In echt dramatischer Weise hat Brchlický

den Stoff zu gestalten verstanden. Die vom Zauber wahrer Poesie durchwehte, gedankenreiche Sprache ist nicht das, was als erstes hervorzuheben wäre. Diesen Vorzug ist man bei Werken Brchlický's, der meisterlich seine Sprache beherrscht, gewohnt; aber daß er in diesem Werke die sonst in anderen seiner Dramen oft auftauchende Neigung zum Epischen ganz unterdrückt, daß er die psychologisch vertiefte Charakterisierung seiner Personen hier ganz in den Dienst einer sich rasch entwickelnden Handlung gestellt, verdient besonders anerkennend betont zu werden. Pelops' Heimkehr nach Argos, Atriochos (seiner ersten Gemahlin) Verstoßung, die Rettung deren Kindes vom Tode (den Hippodamia beschloffen) durch Tantalus, des letzteren Tod, der Bruderzwist, Pelops wiedererwachte Eifersucht, die ihn bis zur Beschwörung Abgeschiedener aus dem Schattenreiche treibt (eine der herrlichsten Scenen des zweiten Theiles: „Sühne des Tantalus“), Hippodamias Versuch, ihren Gatten aus Rache zu ermorden, weil er ihre Söhne Atreus und Thyestes wegen Ermordung des Chrysippos verbannte, und ihr eigener Tod bilden den Inhalt der zwei anderen Theile, welche durch die gleichen Vorzüge, die dem ersten Theile eigen sind, sich auszeichnen. Von großer tragischer Wirkung ist die Abschiedsrede der Hippodamia im letzten Acte des dritten Theiles. Dem sich von ihr mit den Worten: „Ich will allein mein argzerstörtes Leben betrauern am verwaisten Herd des Hauses“ abwendenden Pelops antwortet sie:

Zerstört ist meins nur und seit jener Stunde,
 Da meines Hauses Schwelle Du betreten —
 Seit jener Stunde geht der Fluch mir nach.
 Ein böser Geist hat mich durch wilde Liebe
 Verblendet, diese führte mich zur Sünde,
 Die Quelle meines Lebens zu vernichten!
 O meine Jugend, meine heitre, reine,
 Wie frischer Thau auf grünem Blätterlaub,
 Ihr, meine kühnen Fahrten, meine Tänze,
 Und Du auch, meines Lachens Glockenklang,
 Wie bald, wie bald entwöhnt' ich Eurer mich!

— — — — —
 Wie üb'rall, Pelops, siegest Du auch hier.
 Doch eins an Crebs Schwelle höre noch:
 Zu Dinomaos' Fluch füg' ich den meinen,
 O Pelops, ich verfluche Dein Geschlecht,

In alle Ewigkeit sei es verdammt
 Im Nahrungsjaß des Körpers, Blutes, Hirnes!
 In seinem Streben, Denken, Fühlen, Sehnen
 Sei es verworfen, elend und verräth'risch —

— — — — —
 Auf blut'ger Bahn seh' Dein Geschlecht ich schreiten,
 Wie Brüder gegen Brüder sich erheben,
 Wie sich der Mord mit unterbund'nem Kiefer,
 Daß Du nicht hörst das Knirschen seiner Zähne,
 Am Thore Deines Hauses duckt im Schatten —
 Wie durch die Schlafgemächer Deiner Töchter
 Und Söhne Untreu schleicht, indes triefäugig
 Und thierisch sich die Blutschande erhebt,
 Das zu vollenden, was der Trug begonnen.
 Und Wahnsinn schreitet ihnen nach und Tod,
 Die Schmach Deines Geschlechts fliegt durch die Welt,
 Die unter seiner Laster Last erzittert,
 In Vergeshöh' bis zu den Sternen wachsend!
 Da sind des Hades Schatten lieber mir (durchsticht sich)
 Als solch ein Leben!

Pelops: Nun, Dinomaos, bist Du wohl versöhnt. (Wendet sich zum Gehen.)

Solos: Wohin, mein König?

Pelops: Den Grinnyen

Zu öffnen weit die Thore meines Hauses. (Ab.)

Mit dem prophetischen Hinweis auf neue, schreckensvolle Greuel schließt die Trilogie, mit welcher Brchlický sein bisher reifstes und tiefstes Drama geboten hat.¹⁾

¹⁾ Ich muß noch hervorheben, daß die Trilogie ein Melodrama ist; die durchwegs die Worte begleitende, edle und gehaltvolle Musik hat der auch in deutschen Kreisen rühmlichst bekannte Jdento Fibich componiert. Das czechische Nationaltheater brachte anlässlich seines Ensemblespiels in der Wiener Theater- und Musikausstellung den ersten Theil des Melodramas, „Pelops' Brautwerbung“, unter dem größten Beifall des Publicums zur Aufführung, und die gesammte Wiener Kritik zollte sowohl dem Dichtungswerk als der bedeutungsvollen Vertonung die vollste Anerkennung. Eines der Wiener Journale empfahl die Trilogie zur Darstellung im Hofopernhause mit Heranziehung der Burgtheaterkräfte und bezeichnete auch diejenigen Künstler, die darin mit Rollen bedacht werden müßten.

Gehe ich in den Kreis meiner erläuternden Bemerkungen die Gedichte Brchlickýs, also jenes Gebiet einbeziehe, auf welchem er sein Glänzendstes geschaffen, sei es mir gestattet, über des Dichters schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiete der schönen Prosa einige Worte zu sagen. Brchlický hat im Verhältnis zur Zahl und zum Umfang seiner Versdichtungen nur wenig Prosa geschrieben, im ganzen, wenn man von einem Buche kritischer Aufsätze absteht (unter denen eine Abhandlung über Robert Hamerling besonders nennenswert), drei Bändchen: „Ironische und sentimentale Geschichten“, „Farbige Scherben“ und „Neue farbige Scherben“. ¹⁾ Es sind durchwegs nur kleine und kleinere Geschichten, nie ohne wirkliche Pointe und alle erfüllt vom philosophischen, weltbetrachtenden Geiste, die Diction buntfärbig und voll Leben. In der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ sagt Ludwig Frankl (1. October 1890) darüber: „In der That, Brchlický hat sich seine Weltanschauung selbstständig erobert. Das lehrt die gediegene Menschenkenntnis, die er in sämtlichen Geschichten und Phantasien bekundet.“ Beinahe alle Stoffe tragen von vorneherein etwas Seltsames, einzelne geradezu etwas Exotisches an sich. Nirgends aber trifft man auf Künstelei in der Behandlung dieser Themen oder auf ein gezwungenes Einordnen derselben unter die Gesamtidee. Die ergreifende Tragik der meist nur mit ein paar Strichen hergezauberten Situation wirkt schon durch sich, und sogar, wenn der Dichter sich in erster Person einführt, vergißt der vom Stoffe gepackte Leser diesen Nebenumstand nach zwei Zeilen bereits. Allenthalben steht dem Dichter eine mächtige Schöpferkraft des Gedankens sowie eine ebenbürtige Sprachgewalt zugebote. Eine noch mächtigere Schöpferkraft des Gedankens und anstaunenswerte Sprachgewalt bekundet aber Brchlický in seinen nach Regionen

¹⁾ Aus den zwei erstgenannten erschienen die Hauptstücke unter dem zusammengestellten Titel beider Sammlungen, vom Verfasser dieses Aufsatzes übersetzt, in Reclams „Universalbibliothek“ (Nr. 2567), in welcher auch die „Neue farbige Scherben“ deutsch erschienen sind. Bemerkte sei noch, daß mit Ausnahme von sechs Stücken alle im vorstehenden Artikel enthaltenen Gedichte Übersetzungen vom Verfasser desselben herrühren. Nur die sechs Gedichte: „Löwenzahn“, „Was mehr?“, „Treppen“, „Die Aussätzigen“, „Lied des Lebens“ und „Moses' Schatten“ sind mit freundlicher Erlaubnis des Übersetzers, Dr. Friedrich Adler, der entschieden heute der bedeutendste Übersetzer Brchlickýs ist, zum Theile seinen „Gedichten“ (Berlin, A. Fontane & Co.) und zum Theile der vom Hofrath Dr. Ed. Albert herausgegebenen umfangreichen „Anthologie“ aus Brchlickýs Dichtungen (Wien, Alfred Hölder) entnommen.

zählenden lyrischen und epischen Dichtungen. Die wertvollsten derselben anzuführen, ist schwer, denn in allen Sammlungen (und ihre Zahl ist weit über 30) finden sich Schöpfungen von Größe und Erhabenheit. Die gereiftesten sind: „Geist und Welt“, „Was das Leben gab“, „Sphinx“, „Fragmente einer Epopöe“, „Perspectiven“, „Erbchaft des Tantalus“, „Tage und Nächte“, „Leben und Tod“, „Brevier eines modernen Menschen“, „Dornen vom Parnass“ und „Meine Sonate“. ¹⁾ Letztgenannte Sammlung erschien im Februar 1893 am vierzigsten Geburtstage des Meisters. Sie bringt in vier Abtheilungen (Adagio, Andante, Seterzo, Largo) Gedichte, welche den Dichter in der staunenswertesten Formgewandtheit zeigen. Erst Rispetti in der Weise italienischer Volkslieder, die ernste und heitere Motive knapp und zart behandeln, dann eine Anzahl von Ballaten, gleichfalls nach romanischen Mustern gebaut, erst scherzhafte, dann ernste, welche den Reimübermuth aufs höchste treiben und wirklich nicht gut übersetzbar sind. Eine Reihe schlichter, malerischer Motive schließt das Buch. In Bezug auf Durchbildung der Form ragt auch das Werk „Eindrücke und Einfälle“ hervor. In der Formbeherrschung zeigt sich Brchlický hier wie auch in zwei anderen Sammlungen, „Goldstaub“ und „Musik in der Seele“, auf einer Höhe, welche von keinem czechischen Dichter bisher erreicht worden ist. Es sind zumeist nur geistvolle, tief sinnige Einfälle und Bemerkungen. Als Probe möge aus „Goldstaub“ ein Rondeau angeführt werden:

Löwenzahn.

Lauter Gold schmückt meine Bahn:
 Löwenzahn seh' rings ich winken,
 Häuft' man ihn auf einen Plan,
 Müßst' das Dorf darin versinken —
 Feld und Wald nur Löwenzahn!

Und die Blüten all! Es nahn
 Ihnen Bienen rasch, die flinken,
 Tragen fort, was sie ersahn,
 Lauter Gold!

¹⁾ Während dieser Artikel gedruckt wurde, erschien abermals ein neues Werk Brchlickýs, betitelt: „Irrfahrten der Königin Mab“, auf dessen Inhalt näher einzugehen mir der Raum nicht mehr gestattet. Hervorgehoben sei nur, daß über dem Ganzen märchenhafte Stimmung ausgebreitet ist, und daß die bedeutendste Píece der neuen Sammlung die Geschichte „Der Schmied und der Tod“ ist.

Falter, prächtig angethan,
 Wespen, welche golden blinken,
 Kommen, aus dem Kelch zu trinken —
 Ist's ein Wunder, daß umfahn
 Hat mein Herz in holdem Wahn
 Lauter Gold?

Eine Probe noch aus „Eindrücke und Einfälle“:

Inschrift für einen alten Becher.

Es glänzt in Silber auf dem Becher
 Rubin in dreifach hellem Schein:
 „Sieh, was ins Inn're Dir, o Becher,
 Aus meiner Tiefe stammt hinein!“

Apoll mit lieblicher Geberde
 Vom gold'nen Wagen lächelnd spricht:
 „Sei im Genuße treu der Erde,
 Doch flieg im Geist zum Himmelslicht!“

Und vom Gestell, als Laub der Reben
 Gebildet, glüht Smaragd herab:
 „Die Rebe, die Dir treu im Leben,
 Will wachsen auch auf Deinem Grab.“

Tiefe, große Probleme werden in den Sammlungen „Geist und Welt“ und „Sphinx“ gestellt und zu lösen versucht. In der ersteren wird veranschaulicht, wie sich die Evolution des Menschengesistes in vier Zeitaltern (Urwelt, Hellas, Christenthum, moderne Welt) widerspiegelt; in der zweiten werden die größten Fragen des Menschengesistes berührt, geschöpft aus dem Mythos, der Geschichte und eigener Reflexion. Diese Sammlung sowohl wie die „Fragmente einer Epopöe“ bilden gleichsam eine Fortsetzung zu „Geist und Welt“. In „Sphinx“ versucht der Dichter die im erstgenannten Werke nur aufgestellten Probleme zu lösen. Die Gegensätze klingen in humanistischen Ideen aus. Der Dichter steigt aus den Ruinen der alten Welt bis zur Lösung socialer Fragen im Lichte der Civilisation auf. Gedichte, wie „Lieder des Lazarus“, „Komet“, „Das erste Opfer“, „Der Aufruhr der Statuen“, „Der Kentaur“, „Gesang des Satyr“ und „Das Lied des Lebens“ sind die poetischen Marksteine der genannten Dichtungswerke. Die zuletzt angeführten zwei mögen als Beispiel dienen:

Gesang des Satyr.

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land durchstreift,
 Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

Vor mir nur Berg und Wald, der Gärten Blumenflor:
Da schwelgt mein Aug', vom Glanz geblendet. In mein Ohr
Klingt schläfrig die Musik der Wellen.

Ich wärm' mich in der Sonn' — rühr' ich im Schilfe mich,
Bespritzt mich das Gebüsch mit Tropfen Thaus, doch ich
Säh' lieber Tropfen Weines quellen.

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land durchstreift,
Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

Wenn ob Dianens Jagd auch Erd' und Wald erbebt,
Ich lausch' im Schatten, wie die Liederperlen weht
Die Amsel auf der Schnur der Stille.

Sibellenflügel seh', wie Demantglanz so hell,
Ich flattern um die Lotosblume leicht und schnell,
Und zirpen hör' ich gern die Grille.

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land durchstreift,
Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

Wahrlich! Nicht rühret mich der Flöte süßer Ton,
Den Pan so herrlich lockt, wenn Thäler schlummern schon,
Im Abendroth die Fluten bligen.

Seht! Mich ergötzt der trägen Schnecke Gang weit mehr,
Kriecht sie im Gras, die Taster ausgestreckt, einher,
Und Wespen, die auf Früchten sitzen.

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land durchstreift,
Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

Nur, wenn die Hitze groß, in Tropfsteinhöhlen ich
Entflieh' und herge gern im feuchten Graze mich,
Das sanften Winden dient zum Spiele.

Bezaubert vom geheimnisvollen Wellenton,
Gedenk' ich der Dryaden, die vor mir entflohn —
Wie lieb' ich, Grotten, Eure Kühle!

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land durchstreift,
Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

Wenn Abend naht, versteckt im Schilfe lauer' ich
Und schau, wie Erymanthos' schöne Mädchen sich
Zum Bad entkleiden. Wenn verlegen
Sie springen in die Flut, tret' ich hervor! Da spritzt
Die dunkle Flut empor und auf dem Schilfe blizt
Ein strahlender Demantenregen!

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land durchstreift,
Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

So wart' ich; fliehnde Wolken und Musik der Flut,
 Des Schilfs eintönig Rauschen und der Sonne Glut
 Zum Bad mich locken in die Bogen.
 Das dunkle Meergras setzt sich in mein Lockenhaar,
 Und Perlen schmücken meinen Bart, daß ich fürwahr
 Komm' wie Poseidon hergezogen!

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land durchstreift,
 Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

O Helios duft'ger Sohn! Schon nah ist ja die Zeit,
 In der Du schwellen wirst und wie ein Topaskleid
 Den nackten Stamm wirst herrlich schmücken.
 Preß' ich im Becher Dich, faßt mich die gleiche Lust,
 Als würd' ich, o Mänade, Deine nackte Brust
 Mit meinen rauhen Händen drücken!

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land durchstreift,
 Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

Gebt Raum! Denn in die Welt zieht ein die Freude bald,
 Mänaden brechen schon den Thyrsusstab im Wald,
 Im Aug' mir glänzt der große Morgen.
 Weiß, ich bin rauh von Sinn und häßlich — gilt mir gleich!
 Unsichtbar ein'ge ich Liebende im Gesträuch,
 Bin Freud', am Bechergrund verborgen!

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land durchstreift,
 Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

Ich rege mich im Mund, der küssen will. Durch mich
 Zum Wachsthum kommt der Stoff. Ja, Götter selbst in sich
 Nicht leugnen können mein Bestehen!
 Da sich der Götter Herr Europa raubt' als Stier,
 Faßt' ich ihn bei den Hörnern, flüsternd: „Hör', in Dir
 Ließ jezt sich auch der Satyr sehen!“

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land durchstreift,
 Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

Unter den „Fragmenten einer Epopöe“ ist die Epopöe der Menschheit gedacht, welche da in freien Gedichten besungen wird. Die Sammlung beginnt mit einer Symphonie der Elemente, sie behandelt im weiteren Umfange antike Motive („Caligula und Philon“¹⁾), berührt das Mittelalter („Faust in Prag“) und endigt mit socialen Motiven. Ein Epilog „An die Nemesis“ schließt die Sammlung,

¹⁾ Erskienen im Jahrgang 1890 des „Magazin für die Literatur des In- und Auslands“.

welche zu dem Bedeutendsten zählt, was Brchlický geschaffen. Eines der großartigsten Gedichte darin, ja sämtlicher Dichtungen Brchlickýs ist „Das Lied des Lebens“, eine glänzende Probe für die starke Phantasie und die vom höchsten Standpunkt ausgehende Auffassung des Dichters, ein Gedicht, in welchem die Legende von Noah in kühner, eigenartiger Umarbeitung erscheint, den prometheischen Troß mit einem Hymnus der Liebe bedeutungsvoll vereinigend:

Das Lied des Lebens.

Nacht. An dem Himmel, dem entströmt der Regen,
 Beegnen sich von ungefähr zwei Engel
 Und machen in dem uferlosen Raum
 Halt vor einander mit der gleichen Frage
 Auf bleichen Lippen: „Wohin gehst Du, Bruder?“
 Wie sind sie ungleich! Er, der seinen Flug
 Zur Tiefe nimmt, gehüllt in weißen Glanz,
 Wie er vom Monde in der Herbstnacht rinnt;
 An seiner Stirne eines Sternes Leuchten,
 Ein frisches Reiz, im Paradies gepflückt
 Vom Baum des Lebens, windet durch sein Haar sich,
 Das golden wie das Meer der Ähren blinkt.
 Der, welcher aus der Tiefe steigt empor,
 Ist eingehüllt in bläulichgrau Gewand
 Von jener Farbe, die der Nebel zieht
 Ums Haupt der Berge, eh' mit kaltem Hauch
 Auf kahlen Auen athmet der December.
 Das schwarze Haar hängt schmucklos ihm herab
 Auf bleiche Wangen, wie bei Büßerinnen
 Am Thor des Doms es spät're Zeiten sahen. —
 So traf im weiten, uferlosen Raum
 Des Lebens Engel mit dem Tod zusammen,
 Und sie erkannten sich nicht.

„Als der Sieger
 Kehrt' ich zurück, dem Ew'gen anzusagen,
 Daß nun vollendet ist das Werk der Sündflut,
 So sprach der Tod, „und meine Schwestern herrschen,
 Die Nacht und die Vernichtung.“

„Lüge sprichst Du,
 Wenn Du nicht irren magst. Das Leben ist,
 Und ewig wird es sein.“

„So laß mich's sehen!“
 Und beide flogen längs der Wolken hin,
 Die jetzt wie Berge, jetzt wie Urwaldbäume
 Sich dehnten, wuchsen, immer die Gestalt
 Auf's neu verändernd, jetzt so wie die Hydra

Mit ungeheurer Bindung sie umschlangen,
 Und jetzt ein Meer von seltsam bunten Wesen
 Zu Füßen ihnen gossen oder Städte
 Aufbauten, wirr phantastisch. Und ihr Flug
 Sant nieder; ihre Flügel rührten schon
 Die schwarze Flut. Da sahen sie im Dunkel
 Sich regen einen Punkt, die Arche Noah's.
 Sie flogen hin und machten halt auf ihr
 Mit ausgespannten Flügeln, und sie sahen
 Mit Geisteraugen durch das tiefe Dunkel,
 Durchs mächtige Dach und durch die starke Platte.
 Was sahen sie?

Im unwirtlichen Fahrzeug
 Saß auf dem Boden dort ein Mann, halbnackt,
 In seinen Armen ein entzückend Weib.
 Er drückte einen Kuß auf ihre Haare
 Und schmiegte seine Wang' an ihren Busen
 Und koste ihr die Augen. Sie, verzagt,
 Erbehte nur und flammete ganz in Purpur,
 Darin die Sonne glüht, wenn sie zur Ruh' geht.
 Und dieser starke, riesengroße Mann,
 Der letzte, den die große Wasserflut
 Am Leben ließ, der sang ein wildes Lied.
 Das klang so drohend und so leidenschaftlich
 Und drang durch die gewaltige Wand des Schiffes
 Und brach durch das Gebälke seines Dachs
 Und stieg zum Himmel unaufhaltsam auf.
 Und sie vernahmen lauschend diesen Sang:

„Wild kocht der Wogen Schwall, hörst Du es, Herr der Welt?
 Siehe den Spruch erfüllt, welchen Dein Born gefällt,
 Ich schwimm' auf schwankem Brette!
 Wolltest zu Tod das Volk drücken in grimmer Hand,
 Aber des Lebens Keim glitt Dir hindurch und fand
 Im schwachen Rohr sein Bette.

Wild kocht der Wogen Schwall, unter mir schwarze Nacht,
 Aber im frohen Muth laß' ich hinaus mit Nacht
 Das Lied des Lebens klingen.

Ob Du mich hören magst, das macht mir wenig Bein.
 Weiß nicht, wohin es geht: zieh' ich zum Glücke ein,
 Wird mich das Meer verschlingen?

Das aber weiß ich wohl: daß ich noch lebe hier
 Und in den Armen heil lagert mein Weib bei mir,
 Mein einziger Geselle;
 Und in das Dunkel strahlt licht mir ihr süßer Leib,
 Mit einem einzigen Kuß bringt das treue Weib
 In all die Nacht mir Helle.

Als Du des Meeres Flut schäumend hinausgejagt,
 Schufest der Felsen Haupt, hab' ich nicht nachgefragt —
 Was willst Du mit mir rechten?
 Führen der Sterne Tanz gleich einer Herde still
 Magst Du in hellem Glanz — Frieden im Herzen, will
 Des Weibes Haar ich flechten.

Du magst zur Tiefe einfahren in Blizesglut,
 Gießen auß weite Meer schillernd der Sonne Blut,
 Durchs Thor der Ströme bringen,
 Magst zu dem Himmel auch jagen Cascadenschäum —
 Ich will den treuen Arm glücklich auf grünem Raum
 Um ihre Hüfte schlingen.

Zwei sind der Welten da, die Du geschaffen hast:
 Beide nicht tilgst Du jetzt! Siehe, das Leben faßt
 Den Strohalm, dran sich's rette!
 Selbst in der Schreckensflut, dienend dem Tod allein,
 Wimmelt das Leben rings, regt sich ein neues Sein,
 Ich schwimm' auf meinem Brette.

Leben, das tilgst Du nicht, schwändest mit ihm zugleich,
 Leben, das herrlichste Wunder im Weltenreich,
 Ich fühl's im Herzen schlagen.
 Trogend dem Meer und Tod, dem ich mich Sieger weiß,
 Wird' ich's der einzige in meinen Pulsen heiß
 In ferne Zukunft tragen.

All, was die kommende Zeit sich erträumt, erringt,
 Was von verstorbenen Tagen herüberklingt,
 Ich fühl', wie's in mir lohe:
 Allmutter, Gattin, Du juble in frohem Sinn,
 Blühen wird der Liebe Frucht, Du bist die Priesterin,
 Die heilige und hohe!

Leben, o Leben Du, mächtig und wunderbar,
 Schon seh' die neue Welt blühen ich freudig klar
 Auf frisch errung'ner Stätte!
 Laß all die Wasser denn steigen zu hoher Flut,
 In meines Weibes Arm seh' ich sie wohlgenuth —
 Ich schwimm' auf meinem Brette!" —

Mit Schrecken hörten dieses Lied die Engel,
 Sie wollten wortlos auseinanderfliegen,
 Der hier, der dorthin. Doch ein seltsam Fühlen
 Ergriff sie — zögernd standen sie noch still,
 Dann sanken sie einander in die Arme.

Umfangreichere epische Gedichte hat Brchlický mit Ausnahme des Epos „Satanella“ und der „Legende vom heiligen Prokop“ nicht geschrieben. „Satanella“ insbesondere ist eine wunderbare, in Trochäen geschriebene Dichtung; es ist die Geschichte eines Zigeunermädchens und eines Ordensritters, ein Stoff also, der nicht zu dem Originellsten gerechnet werden darf, auf Conflict zwischen Christenthum und Heidenthum schließen läßt, die doch schon oftmals und verschiedenartig dichterisch in Vers und Prosa behandelt worden sind. Aber wie weiß Brchlický diesen einfachen Stoff zu gestalten! Die Sprache klingt wie Musik, ist reich an Gedanken, die Schilderungen herrlich, glühend, farbenprächtig! Ich kann mir nicht versagen, den Beweis durch eine Probe zu erbringen.

Im Schatten einer düsteren, verfallenen Klosterruine lagert eine Zigeunerbande, aber

Trümmerseitwärts, in dem Thale,
In der Nähe einer Felswand,
Die ein Rosenstrauch umheget,
Hängt ein Bild der heil'gen Jungfrau.

— — — — —
Dort auf grasbewach'nem Hügel
Sitzt, umhüllt vom dunklen Mantel,
Roderigo glückestrunknen,
Und in seinen Armen ruhet
Satanella, selig lächelnd,
Wie der Abendstern am Himmel,
Wie Madonna auf dem Bilde.
Nicht verhüllt das Tuch ihr Haupt mehr,
Aufgelöst der Haare Kränze!
Hundertfache dunkle Fluten
Rauschen nieder, deren Wellen
Glitzern sich um's bunte Nieder
Schmiegen, dessen schwachen Fesseln
Unterm Andrang süßen Wangens
Sich entringt der weiße Busen.
Ihre Hand umarmt Roderigos
Stolzen Nacken, und ihr Auge
Trinkt die Blicke aus dem seinen.
Mächtig dampft ihr Herz im Busen,
Schlägt in ungeduld'gem Sehnen
Seinem Herzen heiß entgegen.

— — — — —
Haupt an Haupt und Lipp' an Lippe!
Nur ein langer, süßer Seufzer:
„Liebst Du mich, o mein Roderigo?“

Haupt an Haupt und Lipp' an Lippe!
 Nur ein langer, süßer Seufzer:
 „Ja, ich lieb' Dich, Satanella!“
 Tiefes Schweigen! Kaum von ferne
 Wagt der Bach zu rauschen, kaum daß
 Wie im Traum die Wälder sausen.
 Das Gebüsch nur rings erzittert
 Wie in süßen Erdentönen,
 Satanellas Mund nur zittert
 Unterm Andrang glühnder Küsse,
 Wie die Lotosblum' erzittert
 Unterm Kuß der treuen Luna,
 Wie das weite Meer erzittert
 Unterm Flammenkuß der Sonne!
 „Denkst Du noch der Zeiten,“ flüstert
 Glückestrunknen leis der Ritter,
 „Wie vor Monden scheu ich Deiner
 Sträube duft'ge Blüten küßte?
 Wie von Blüten ich zum Mund kam?
 Siehe, welche Wandlung heute!
 Braune Stirn darf ich jetzt küssen,
 Rote Lippen, dunkle Augen,
 Upp'gen Busen, holde Wangen,
 Darf das schwarze Haar liebkosen:
 Du bist ganz zur Blume worden,
 Ich bin ganz nur Lippe worden,
 Satanella, Satanella!“
 „Denkst auch Du der Zeit,“ erwidert
 Satanella, „wie zu Dir ich
 Scheu erhob mein Aug' vor Monden?
 Siehe, welche Wandlung heute!
 Darf nun meine beiden Augen
 Und mit ihnen meine Seele
 Selbst auf ewig, ewig tauchen
 In das blaue Meer der Deinen.
 Seh' in ihnen Deine Seele,
 Glück der ganzen Welt durchbebt mich,
 Ohnmacht faßt mich, sehnsuchtsglühend
 Flüstern meine Lippen immer:
 Roderigo, Roderigo!“

Wiederum nur tiefe Stille!
 In den Trümmern lüßt das Feuer,
 Es verhallt des Chymbals Klang, sein
 Echo schlummert ein im Felsen.
 Sieh! Dafür mit größ'rem Glanze
 Flammt der Abendstern am Himmel.

Sieh! Dafür in süßer'n Tönen
 Zittern Wellen, zittern Blätter,
 Zittern Nachtigallenkehlen,
 Zittern der Verliebten Rippen.
 Mitternacht entschwindet langsam,
 Wälder schlummern ein und Felsen,
 Auch der Bach und auch die Vöglein.
 Leise, leise wie ein Echo
 Fliehen Seufzer in die Weite:
 „Sage, liebst Du mich, Rodrigo?“
 „Ja, ich lieb' Dich, Satanella!“
 „Sprich: auf ewig?“
 „Ewig, ewig!“ —

Wahrlich nicht ist's meine Schuld, daß
 Frühling ist die Zeit der Liebe,
 Venus ihr Gestirn und Rosen
 Blumen jener, die sich lieben,
 Nachtigall ihr heil'ger Vogel,
 Und das süße Lied des Dichters
 Für die Wonnen der Verliebten
 Wiegenlied und Grabgesang ist. —

Von kleineren epischen Dichtungen seien noch erwähnt: „Thormaldsen“, „Zwei Thränen“, „Psyche und der Satyr“, „Zwei Verbannte“, ¹⁾ „Twardovskis Thräne“, welches letzteres Gedicht hier platzfinden möge.

Twardovskis Thräne.

„Warum großt Du? Wein zur Auswahl
 Doch genug in Deiner Macht war!
 Hoffen will ich auch, daß Jungfrau
 Noch das Mädchen heute Nacht war!“

Aller Elemente Geister
 Waren gestern Deine Gäste,
 Himmels Höhe gab Dir Sterne,
 Meerestief' der Schätze beste.

Unerfüllbar ist Dein Sehnen,
 Unbefriedigt, nie am Ziele!
 Nicht erfreuen Dich Wein und Weiber,
 Nicht ergötzt Dich Glück im Spiele.

¹⁾ Sämmtlich in einer Anthologie erschienen, die Schreiber dieses 1886 unter dem Titel „Gedichte von Jaroslav Brchlický“ in Leipzig, Ed. Wartigs Verlag, erscheinen ließ.

Da mag Gott Dir selber dienen,
Meiner Künste Born geleert ist!
Mehr als ich Dir biete, wahrlich
Deine arme Seel' nicht wert ist.

Sprich, was wieder? Leichter wär's noch,
Kinderwünschen zu genügen!"

Hob sein Haupt empor Twardovski:
„Was ich will? Die Welt durchfliegen!"

„Welt durchfliegen? Guter Einfall!
Nur geschwinde, soll's geschehen!
Schau empor! Sieh meinen Mantel,
Dort die Wolf' im Winde wehen!

Fliegt zu mir her, fliegt zu mir her!
Schwing Dich auf — ich bin schon droben!
Fass den Mantel! Zum Azur durch
Wolken trägt er uns nach oben."

Auf den Mantel sprang Twardovski,
Satan hielt ihn bei der Hüfte,
Und in Wolken, Wind und Nebel
Brausten wild sie durch die Lüfte.

Über Thäler, Dörfer, Äcker
Auf zur Höhe gieng die Reise,
Bis ein wilder Sternenreigen
Sie umtanzte rings im Kreise.

„Nicht zu Sternen! Laß den Flug uns
Zu den Menschen abwärts nehmen!"
„Willst Du, sei's! Nicht weiß ich wahrlich,
Ob sich nicht der Herr wird schämen,
Da es Nacht ist." Und der Teufel
Grinste höhnisch. Zornerbeben
Fasst' Twardovski. „Abwärts, sag' ich!" —
„Ob der Stadt ja sind wir eben."

Nieder sank ihr Boot. Twardovski
In dem Nebel, der rings thaute,
All das wüste Stadtgetriebe
Wie ein Spiegelbild erschaute.

Sah erhellte, menschenvolle
Säle, sah, wie überm Becher
Sich in rauch'ger Kneipe trauernd
Einsam neigt manch stiller Becher.

Gold sah er, das aus der Hand des
Spielers rollt, in Haufen schimmern,
Und wie in der kalten Stube
Arme Kinder hungernd wimmern.

Sah die Schande nackt und schamlos
Sich auf üpp'gen Polstern dehnen
Und die Maid auch, die ihr Nieber
Bögernd ablegt unter Thränen.

Warum aber hält in seinem
Flug ihr Lustschiff inne plötzlich?
„Seufzt der Herr? Ei, darf ich fragen,
Was erscheint ihm so ergöglich?“

Zornerglühend ruft Twardowski:
„Weiter, Teufel, weiter schnelle!
Was gesehn ich, ließ' mich zittern
Noch im tiefsten Grund der Hölle.

Sieh! Mein Aug' erschaut ein ärmlich
Stübchen in den Nebelschleiern,
Kinder knien, die Mutter läßt sie
Ihre Abendandacht feiern.

Siehst Du nicht der Kinder Lächeln?
Hörst Du nicht der Kinder Ton auch?
Mutter! Ginst mit Kreuzeszeichen
Segnest Du Deinen Sohn auch!

Weiter, Teufel!“ — „Herr, unmöglich!
Weiter will's nicht, etwas zwingt uns;
Was nur ist's, daß unser Mantel
Jener Hütte näher bringt uns?“

„Weiter, Teufel, schnell nur weiter!
Tief ist ach! mein Herz erschüttert.“
„Etwas macht den Mantel sinken —
Holla! Schon hab' ich's erwittert.

Wahrlich! Thorheit ist's, die leicht uns
Unglück bringen konnt' und Bangen:
Seht, Ihr weintet! Eure Thräne
Blieb am Mantelsaume hängen.

Blies sie fort schon! Solche Thräne
Hat Gewicht, das zog uns nieder!
Fliegt jetzt wie ein Stern!“ — Und weiter
Durchs Gewölk sie brausten wieder.

Oft ist dem Dichter von gewissen Seiten der Vorwurf gemacht worden, er sei zuwenig — national. Gewisse übereifrige Kritiker, die gerne auch in Politik „machen“, hielten ihm diesen angeblichen Mangel öfters vor. Und dieser Vorwurf ist ungerecht, weil unwahr. Brchlický hat eine Reihe von streng national gefärbten Dichtungen geschrieben.

Werke wie „Eine Nacht auf Karlstein“, „Legende vom heiligen Prokop“, „Bauernballaden“, „Drahomira“ und besonders die Gedichtsammlung „Auf heimatlichem Boden“ erweisen die Ungerechtigkeit jenes Vorwurfs zur Genüge. Das letztgenannte Werk besteht aus einer Kette von nationalen Stoffen, theils beschreibenden (Land und Leute), theils reflectierenden Inhaltes. Während dies Werk für Brchlickýs Bedeutung nicht sonderlich wichtig ist, fördern des Dichters Größe seine gleichfalls in die neuere Zeit fallenden Sammlungen: „Verschiedene Masken“, „Erbchaft des Tantalus“, „Tage und Nächte“, „Dornen vom Parnass“, „Leben und Tod“ und „Brevier eines modernen Menschen“. Im letzteren Werke tritt der Idealist in Wehr und Waffen auf, nicht als Gegner der modernen Richtung, denn er ehrt Ibsen und Zola als die Leuchten der Gegenwart, sondern als Feind ihrer Ausschreitungen. In einem energischen Gedichte „Herunter mit den Flügeln“ kennzeichnet er den Hyperrealismus und wahrt seinen Standpunkt. Neben diesem Hauptcharakter des Buches tritt der eigene moderne Sinn des Dichters in Gedichten hervor, die dem Drängen der Gegenwart lebhaften Ausdruck verleihen. Als Beweis hiefür:

Treppen.

Die einen führen zum Palaß,
Aus Marmor und belegt mit Decken,
Von Balustraden eingefasst.

Die andern in ein Bürgerhaus,
Von Sandstein winden sie sich aufwärts
Und sehen schlicht und schmucklos aus.

Die dritten schlecht und ausgewetzt,
Unendlich steil und unzugänglich,
Die Wand von Feuchtigkeit durchsezt.

Doch ein Gedanke, welcherlei
Ich Treppen immer mag betreten,
Faßt mich und gibt mein Herz nicht frei:

Daß über alle, voller Weh,
Mit Klagen und mit bittern Thränen,
Die kaum ein Leben trocknet je —

Daß über alle, ob belegt,
Ob nackt und ärmlich, gleicherweise
Man Todtenfärge niederträgt.

In „Verschiedene Masken“ sind beinahe alle Seiten Brchlickýscher Poesie vertreten. Man findet Rejemotive, Eindrücke von der

Nordsee, eine Reihe epischer Stücke („Alte Legenden“), Epigramme unter dem Titel „Eine Handvoll Cameen“ und Hymnen, welche Buschkin, Byron, Calderon, Mozart und Hugo besingen. „Erbchaft des Tantalus“ ist gleichfalls eine Fortsetzung von „Sphinx“: sie will ernste Probleme der Geschichte und des Glaubens sowie des socialen Lebens lösen. „Tage und Nächte“ bietet in seinem ersten Theile, „Siesta“, ein reichhaltiges Panorama von Naturbildern in allen Jahreszeiten. Ein „Intermezzo“ bilden Wanderlieder, kleine reizende Dichtungen, welche die zwei Töchterchen des Dichters besingen. Die zweite, große Abtheilung, „Stille Blitze“, umfaßt Gedichte philosophischen und reflectierenden Inhaltes. Es ist nicht möglich, aus dieser überreichen Fülle Proben zu bieten. Die meisten Dichtungen, namentlich die bedeutendsten unter ihnen, sind zu umfangreich, doch kann ich mir nicht versagen, wenigstens ein kleineres, der reflectierenden Richtung angehöriges Stück zu citieren:

Zwei Schatten.

Einmal gieng am Abend sinnend ich nach Haus,
 Der Weg war schwach erhellt vom Lampenscheine
 Zwei Schatten warf ich, dunkel war der eine
 Und hell der andre; dieser gieng voraus,
 Als wick er einem Kampf mit jenem aus,
 Doch beide schritten mit mir im Vereine.
 Es hob der helle wie ein Riese seine
 Gestalt bis übers Sternenmeer hinaus,
 Indes der kleine finstere Gefelle
 Mir nachschlich durch des Rothens trübe Welle.
 Die Schatten zeigten mir mein ganzes Leben!
 Hier Ideal, dort Stoff, Alltagsverlangen —
 Auf diesen Schatten sah im Geist mit Bangen
 Ich Don Quixote und Sancho Panza schweben.

„Dornen vom Bornaß“ enthält neben Gedichten satirischen Charakters eine Reihe nationaler Gedichte, die an das czechische Volk gerichtet sind; sie bilden also abermals einen Beweis, wie ungerecht der Vorwurf ist, dessen ich schon erwähnt habe. Ein wahrer Schatz von Poesie ist in der Sammlung „Leben und Tod“ enthalten; sie ist eines der reifsten poetischen Werke des Dichters. Sie vereint die männliche Anschauung mit der zartesten lyrischen Empfindung. Vielfach klingt in schmerzlichen Tönen schon die Entsagung hindurch. So in dem Gedichte:

Was mehr?

Das volle, dunkelbraune Haar,
Das sternenhelle Augenpaar,
Die Stimme tief und klar;

Die schönen Finger weiß und lang,
Ein Nacken, wie die Lilie blank,
Gleich einer Fee ihr Gang;

Der Busen knapp, in strenger Tracht,
Der Blick dem Lenz gleich, der erwacht,
Ein Glücklein, wenn sie lacht —

Wie mir geschah, ich weiß es nicht!
Worin die Anmuth lag, so schlicht,
Worin das Zauberlicht?

Ob jeder Reiz für sich allein,
Ob alle, wirkend im Verein,
Zur holden Macht sich reihn?

Ich sah, wie Blatt und Blüte schmückt,
Ich fragte, wann die Frucht man pflückt —
Heil ihm, den sie beglückt!

Doch doppelt glücklich nenn' ich den,
Der rein kann solche Blüte sehn
Und fromm vorübergehn!

Die abgeklärte Milde des in sich gefestigten Alters spricht mit warmem Hauche aus jeder Zeile. Gedichte wie das obencitierte und „Erdbeeren“, welche die reine Freude an dem Zauber der weiblichen Jugend in entzückender Weise widerspiegeln, zählen zu den Perlen schönster Dichtung. Aber auch Gedichte wie „An den Mond“, „Trübe Strophen“, „Zwei Gedichte“, „Die Aussätzigen“ sind von besonderem poetischen Werte, besonders:

Die Aussätzigen.

Im düstern Strandgebiet am Todten Meere,
Wo trüb der Jordan bricht durch wüste Schlucht,
Zieht sich ein Thal, drauf liegt des Leibes Schwere,
Und furchtbar drückt hier der Verzweiflung Wucht.

Dort kaffen Höhlen auf der schmalen Enge,
Die scheiden rost'ge Gitter von der Welt,
Aussätzige wohnen dort in großer Menge
Und rasseln mit den Ketten, daß es gelst.

So mahnen jeden sie, den Ort zu fliehen.
Nur manchmal hinter diesen Gittern zeigt
Sich ein Gesicht, das Flecken dicht durchziehen,
Ein heißes Aug', das sich zur Erde neigt.

Die Ketten rasseln — einer naht der Stelle:
O, eile Wand'rer! Unter Deinem Fuß
Welkt hier das Kraut, trüb wird des Himmels Helle,
Nur Geier und Schafal gibt Dir den Gruß!

Er achtet's nicht, geht näher ohne Schwanken,
Den jeder flieht, dem Orte eilt er zu,
Dort macht er halt und redet an die Kranken
Und mischt sich unter sie in fester Ruh'.

Er legt die Hände auf die kahlen Schädel,
Drückt ihre Hand, die fast zu Schnee erblich,
Sein Wort klingt so beruhigend und edel,
Sein Lächeln ist so mild und mütterlich.

Die Armen, die zu ihm die Hände heben,
Sie sehen um sein Haupthaar gold'nen Schein,
Er kam, ein Fürst, des Ruhm wird ewig leben
Und spendet Thau des Trostes ihrer Pein.

So in des Lebens eitle Noth und Plage,
Wie Christus jenen Leidenden genah,
Wie sel'ger Thau an einem heißen Tage,
Führt Dich, allmächtige Liebe, her Dein Pfad!

Ihr arg Bedrückten, klirrt mit Euren Ketten,
O, zeigt das Antlitz, das vom Gift zerstört!
Wer Furcht im Herzen hat, der mag sich retten,
Ertdönet, Ketten, nur — die Liebe hört!

Antike und mittelalterliche Motive behandelt auch die Sammlung „Fresken und Gobelin's“. Der Inhalt ist auf einer höchsten Stufe der Vollendung. Eine Fülle von großen, gewaltigen Gedanken durchströmt die Poesien dieses Buches, dessen Titel charakteristisch gewählt ist. Denn in zierlichen, anmuthigen Formen bewegen sich viele Stücke darin, die Mehrzahl jedoch bilden in kühnen, festformenden Zügen gezeichnete Dichtungen wie: „Harut und Marut“, „Das ewige Evangelium“, „Hermes“, „Milo von Kroton“, „Schwanenmärchen“, die wirklich freskenhaften Eindruck hervorbringen. Leider verhindert der allzu große Umfang gerade der wertvollsten Stücke eine Probenanführung. Daß aber auch die kleinsten der Gedichte eigenthümlich gestaltet sind und durch originelle Gedanken imponieren, beweise:

Moses' Schatten.

Vom Sinai schritt er mit der Tafeln Paar,
 Sein Auge hell, von Licht umblitzt sein Haar,
 Ein Gott, Gigant, schien er den Schritt zu heben.
 Das Volk, im Staube knieend, sah mit Beben
 Empor zu seinem hehren Angesicht.
 „Er sprach mit Zahve, trant das ew'ge Licht
 Und brach mit Engeln Brot, der Heil'ge, Hohe.
 Nun bringt er das Gesetz uns. Seht die Lohe!
 Die Dreigestalt ihm auf dem Haupte glänzt
 Und wie die Wolke seine Stirn umfrängt!
 Wie süß ist, ihm gehorchen, ihm gefallen!
 Er ist der Führer, ist der Vater allen!“
 Sie neigten sich, von Ehrfurcht tief gebannt.
 Doch drüben, wo die schwarze Wolke stand,
 Hielt auch ein Theil von Israel, zu schauen.
 Die sahen auf zur Felsenhöh' mit Grauen,
 Sie sahen, hinter des Propheten Schritt
 Zog Fuß an Fuß ein Riesenschatten mit,
 Den Stierhuf hob er grauenhaft im Schreiten,
 Und Hörner rasten an der Stirne Seiten,
 Und einen schweren Felsblock trug er nieder.
 „Der Satan, seht,“ gieng's durch des Volkes Glieder,
 „Folgt Moses nach, der wich von Gottes Wegen!
 Den Block wird er auf unsern Nacken legen,
 Daß er uns weh! zermalme und erdrücke.“
 So oft im Volke später Haß und Tücke
 Und Aufruhr gohr, ist es durch die geschehen,
 Die Satan schreiten von dem Berg gesehen.

„Was das Leben gab.“ So betitelt Brchlický einen Band seiner lyrisch-epischen Dichtungen. In den sieben Abtheilungen desselben sind die Naturschilderungen, Liebesgedichte und die reflectierenden Gesänge unter dem Titel „Verlorene Schritte“ das Bedeutendste. Zwei größere, realistisch angelegte Idyllen, betitelt „Idylle aus den Apenninen“ und „Idylle aus dem Böhmerwalde“ schließen das Werk ab, welches zumeist subjective Lyrik enthält. Brchlický offenbart auch in diesem Werke seine Kunst, die einfachsten, ja unbedeutendsten Motive in trefflicher Weise zu reizenden, feinsinnigen Dichtungen auszuarbeiten. Ich nenne „Ein Kind“, „Giotto und die Seele“, „Mitleid“. ¹⁾ Als Beispiel diene:

¹⁾ Sämmtlich gleichfalls in meiner Anthologie enthalten.

Illusionen.

Der Saal war voll. Ich trat hinein und sandte
 Den Blick umher. Was war es, das ihn bannte?
 Ein Mädchen am Clavier, des Blicke ruhten
 Auf einem Notenblatt. Die dunklen Fluten
 Des Haares sah ich nur und dachte: Blendet
 Muß ihre Schönheit und Entzücken spenden.
 Ich sah im Geist auf jugendfrischen Wangen
 Der süßen, zarten Unschuld Rosen prangen,
 Auf Erdbeerlippen sich ein Lächeln wiegen,
 Den Strahl der Ruh' auf ihrer Stirne liegen,
 Dem Marmor gleicht sie, mondlichtübergossen!
 Und weiter träumt' ich, wie im Kinde sprossen,
 Eh' es zur Jungfrau aufblüht, Sehnsuchtsgluten.
 Dies alles zeigten mir die dunklen Fluten —
 Dem Maler gleich ich, der sein Werk vollendet.
 Da fühl' ich Furcht, daß sie zu mir sich wendet
 Und, was so schön ich träumte, mir vernichtet.
 Ich hielt zur Erde meinen Blick gerichtet
 Und floh, das Bild im Herzen, aus dem Saale. —
 O Illusionen! Ach, warum, eh' ich schale
 Und rauhe Wirklichkeit uns heut das Leben,
 Vermögen wir nicht höhenwärts zu schweben!
 Seht! Euren Abglanz tragend tief im Herzen,
 Erlebt doch jeder der Enttäuschung Schmerzen.

Das Talent, gedrängte und doch scharf ausgeprägte, treffende
 Schilderungen zu geben, erweist sich im Sonette

Abend in Paris.

Die Luft ist grau. Des Westwinds Flügel jagen
 Wie Feuer durch das Laub, daß Funken sprühen!
 Im matten Licht der Häuser Fenster glühen
 Wie Augen Sterbender beim letzten Fragen.

Wie Donner klingt Gerassel her der Wagen,
 Irrlichtern gleich der Tiefe Lampen ziehen,
 Felsriesen gleich, die auf zum Himmel fliehen,
 Seh' Trocadero ich ins Dunkel ragen.

Das Abendroth erlischt. Ins Grau verschwoben
 Wie ein Phantom die Brücken, die wir schauen,
 Doch in der Tiefe donnert fort das Leben!

Wo ist das Ziel, das aller Schritte leitet
 In diesem Wirbel? Staunen faßt und Grauen
 Den fremden Geist, der durch das Dunkel schreitet.

Ich gehe nun in meinen Bemerkungen zu jenen lyrischen Dichtungen über, welche durch die Liebe entstanden sind oder von ihr erzählen. Hier, dünkt mich, ist Brchlický der Meister seiner Genossen. So wie ihm ist nur wenigen die Macht verliehen, die geheimsten Regungen des Herzens zu belauschen und in ergreifender Weise wiederzugeben. An Tiefe des Gedankens, an Formgewandtheit und Humor fehlt es auch anderen Dichtern seiner Nation nicht, und manche mögen ihm gleichkommen (wie Svatopluk Čech, dessen Dichtungen durch einen gemüthvollen Humor und wundervollen Gedankenreichthum entzücken), aber die Farbenpracht seiner Bilder, die vollendete Anmuth, die hinreißende Glut der Sprache, welche letztere ich mit einem sterndurchfunkelten Meere vergleichen möchte, die sind allein ihm zueigen. Ähnlich wie ein großer Maler mit wenig Pinselstrichen, weiß Brchlický mit wenig Worten ein kraftvolles Bild zu zeichnen, das in seiner Vollendung oft tadellos ist. So schildert er z. B. in dem Gedichte „Zwei Thränen“ das Gewitter:

Ob dem Gebirg' zog sich ein Sturm zusammen.
 Der flügelreiche Wind, sein Herold, bog
 Vor ihm der Bäume Wipfel, Vogelnester
 Durch seinen Flug zur Erde niederschleudernd.
 Die ersten schweren Regentropfen nässten
 Den Staub, der sich am Wege angehäuft.
 Fernher erbrauste drohend das Gewitter,
 Als ob des Sturmes Engel mächtig pochte
 An die verschloss'nen Thore der Natur,
 Mit dumpfem Donnern seinen Einzug feiernd.
 Und wie im Zorn er seine Locken schüttelt,
 Da fällt von seinem Haupt manch gold'nes Haar,
 Als rother Blitz hinschwebend durch die Wolken!

Wie lieblich-zart hingegen ist seine Bitte

An die Nacht.

Neig' der Träume Becher mir, o holde
 Göttin Nacht, zu meinen durst'gen Lippen!
 Schnell verbirg Dich wie ein kleiner Dämon
 In dem Kelch der welken Blüten meiner
 Seel', erfrische ihre welken Blätter
 Mit der Himmelsfarbe, mit dem Grün der
 Wälder, mit dem Glanz des Tages; aus den
 Blüten, Sternen schüttle Du den gold'nen
 Staub in sie, und gleich dem Thau in lichten
 Demanttropfen streu' auf ihrem Grunde
 Träume aus der Liebe! Und wenn morgens

Dich erweckt die Sonne und sich meine
 Seel' dem Morgen öffnet gleich wie eine
 Große, märchenhafte Sonnenblume,
 Dann ein glänzend neues Lied entfliegt ihr.
 Neig' der Träume Becher mir, o holbe
 Göttin Nacht, zu meinen durst'gen Lippen!

Auch Brchlický verdankt gleich anderen der Liebe eine Weihe seiner dichterischen Kraft. Aber in ihm wirkt vorherrschend das Gefühl der glücklichen und beglückenden Liebe, den Schmerz scheint er nur wenig zu kennen; er gibt ihm freilich auch, insbesondere in den „Liedern des Lazarus“, ergreifenden Ausdruck; aber die sinnige Reflexion, die glühende Begeisterung walten vor auch in den Liebesgedichten. Selbst da er sich in Sehnucht nach Einsamkeit verzehrt, kann er der Liebe nicht entfangen und ruft:

Ein kindlich kühner Wunsch ist's, den ich fühle:
 Befreit von Alltagsqual und eitlem Streben,
 Nur Dichterwerken und mir selbst zu leben
 In Einsamkeit, entfernt vom Weltgewühle.

Mich zieht es hin in dunkler Wälder Kühle,
 Wo ringsumher sich Berge stolz erheben
 Und, wenn der Schleier fällt, den Nebel weben,
 Der Strom erglänzt im Sonnenstrahlenspiele.

Mein Leben würde wie Musik verklingen!
 Verschiente Nacht die Sonn' mit ihren Schwingen,
 Dann meines Weibes Stirn' mir strahlt' entgegen!

So wenig ist es und ist doch so vieles!
 Daß ich nur träumen darf von meines Zieles
 Erhab'ner Schönheit, prei' ich schon als Segen.

Brchlický gesteht den Einfluß der Liebe auf seine Dichtungen in einem seiner schönsten, seiner Frau gewidmeten Gedichte, „Dein Lächeln“, selbst zu, da er darin nach der Klage über seine Schwermuth ausruft:

Du lächle nur, Dein Lächeln ist versöhnend!
 Den Stern der Poesie, Dein Selbst verschönend,
 In Deinem Auge seh' ich hold ihn schweben,
 Zum holden Märchen wandelnd mir das Leben!

Er kleidet am Schlusse desselben sein Geständnis in einen zart-poetischen Vergleich. Er erzählt, wie er auf einer Reise einst in den Ardennen ein altes Schloß gefunden, in dessen Hof eine moosbedeckte Fontaine ihre Strahlen spielen ließ, welche durch die Sonnenstrahlen

in tausendfachem Schimmer von Diamanten und Gold an den Mauern ringsum erglänzten:

Nun weiß ich es, warum mein Auge baunten
Des Lichtes Wunder, mich in Träume brachten!
Was sind die Vieder, die in mir erwachten,
Was meine Träume, was mein Sein und Streben,
Will sie Dein kindlich Lächeln nicht beleben?
Du bist die Sonn', die aufgeht meinen Tagen,
Die sonst in schweigend-ew'gem Dunkel lagen
Den Wassertropfen gleich, die ohne Strahlen
Unsichtbar blieben an der Wand, der fahlen.
O, hebe Deine gold'nen Wimpern, lächle,
Auf daß mich stets ein sonnig Glück umfächle,
Auf daß die Thränen, die vom Leid gesandten,
Wie Purpur, Perlen, Gold und Diamanten
In Deines Lächelns Strahlen sich erhellen,
Wenn sie hervor aus meinem Auge quellen!

Ein sonniger Humor durchzieht den gleichfalls das Liebesthema behandelnden Cyklus „Aus dem Carneval des Lebens“. ¹⁾ Wie schelmisch z. B. klingt der Bericht über die Entstehung des Reimes! Ein Werk, ganz der Liebe gewidmet und in Ton und Form meist mittelalterlichen Dichtern nachgeahmt, ist „Der Zaubergarten“. Satiren eröffnen seinen Inhalt, dann folgen kleine Serenaden, kleine Idyllen, Naturschilderungen mit erotischem Beiwerke. Der Epilog, ein phantastisches Stück, endigt als Dialog zwischen Columbina und Pierrot mit einer Hymne auf die Liebe. In formaler Hinsicht ist dies Werkchen ein Seitenstück zu „Eindrücke und Einfälle“, voll von eigenartig gebauten Strophen, die sich jedoch nur in der Form an ältere Meister anlehnen, inhaltlich aber ganz modern sind.

Bei der großen, ja großartigen Fruchtbarkeit des Dichters sind nicht alle Dichtungen gleichwertig, und manches Erzeugnis seiner Muse trägt den Stempel der Flüchtigkeit, obgleich ein Funke echten Gefühles immer hervorbricht. Ja, wenn der Dichter sich zuweilen zur Umarbeitung entschließen könnte! Nicht alles gelingt auf den ersten Wurf, die Begabung mag noch so groß sein, und manches, das in seiner gegenwärtigen Gestalt seitab stehen muß vom Guten, weil es nur den Keim dazu in sich birgt, würde durch Umgestaltung Wert erhalten. Aber zu den Eigenthümlichkeiten oder besser zu seinen Fehlern gehört die Abneigung des Dichters gegen nachträgliches Umarbeiten. Ich

¹⁾ Gleichfalls zu finden in meiner Anthologie.

habe schon rühmend von seiner außerordentlichen Bilderpracht gesprochen, aber nicht verschweigen will ich, daß die Bilder zuweilen sich gegenseitig verwirren und durch Häufung das Gleichnis, welches sie bezwecken, mehr verdunkeln als beleuchten. Auch kann dem Dichter der Vorwurf nicht erspart werden, daß einzelne seiner Bilder manchmal zuwenig anschaulich, sogar seltsam werden, so wenn er z. B. im „Gesang des Satyr“ sagt:

— wie die Liederperlen weht
Die Amsel auf der Schnur der Stille.

Auch die Einleitung des herrlichen Gedichtes „Zwei Thränen“ birgt gesucht Seltsames in den darin angehäuften Bildern. Weniger störend und auffallend, aber auch dazu gehörig ist der Anfang des dritten Gesanges von „Satanella“. Der Dichter redet von der Pest, die er einen „Riesenvogel“ nennt, der aus Ural's Steppen aufflog, um gleich darauf von ihr als „Türke, schwarz gekleidet“ zu sprechen. Gleichwohl sind, wie gesagt, gerade seine Bilder das leuchtendste Zeugnis seiner blühenden, wunderbaren Phantasie, und es sei gerne ausdrücklich hervorgehoben, daß in den letzten, immer Gereifteres und Vollendeteres bietenden Werken diese kleine Schwäche des Dichters, fast die einzige, die ihm vorgehalten werden mußte, beinahe gänzlich verschwunden ist.

„Ein Wort, durch welches Geist dem Geist sich kündet“, nennt Brchlický an einer Stelle die Poesie. Er widerspricht dieser geistreichen, doch nicht ganz richtigen Begriffsbestimmung durch seine eigenen Dichtungen, die nicht nur zum Geiste, die auch beredt zum Herzen sprechen. Es ist seltsam! Volksthümlich im eigentlichen Sinne des Wortes ist Brchlický nicht, selbst wo er es sein will und möchte, und dennoch ist er einer der beliebtesten Dichter seines Volkes und wahrlich berufen, ein Lieblingsdichter der Gesamtheit aller Gebildeten zu sein — ein vollgiltiger Beweis für die echte Kraft seiner genialen, unsterblichen Dichtungen.



Silvanus saxanus.

Von Dr. Fritz Pichler.

Graz.

Der Gott der Wälder und Felsberge, wie sollte er nicht köstlich wohnen in norischen Hochlanden! Blüht doch noch heutzutage in den Gebieten von der mittleren Donau herabwärts, von den pannonischen Gefilden durch die Murgegenden und bis hinauf zu den dolomitenbegrenzten Hochquellen der Drau der Holz- und Steinhandel. Den Bacher Marmor will man in den Haus- und Tempelruinen von Carnuntum bei Petronell gefunden haben, und ohne Zweifel ist carnischen Krystallgesteines nicht wenig hinabgegangen in das Emporium von Aquileja. Wenn man in tirolischen und kärntischen Waldschlägen und Steinbrüchen vielfach welschen, zumeist Friauler Arbeitskräften begegnet so erinnert man sich wohl, daß das Waldausroden, Steingewinnen und Hausbauen das eigentliche italische Handwerk ist, im Innerösterreichischen insbesondere seit den Türkenkriegen so sehr in Schwung gekommen, daß mit dem Durchbruche der Renaissance nach den früheren rohen, Wall- und Schutz- und Prachtwohnbauten eine volle Verwelschung der Arbeiterschaft wie der Meisterlisten eingetreten war. Millionen von Waldstämmen sind über die Alpenpässe nach dem Süden gegangen in das viel ausgenützte adonische Festland, nach den verbindungsreichen Häfen der Adria. Und wandert diese Ware nicht genug noch auf den hochbestapelten Frachtwaggons unserer Bahnen den Karst hinab, durch die Engen bei Tarvis, Pontebba, Udine? Alles dessen ein Vorspiel, an die sechzehn Jahrhunderte und mehr zurückgelegen, ist das Walten und Schalten des italischen Wald- und Felsengottes in unseren Alpengauen.

Der Großindustriellen in Holz durch die kärntischen Draugebiete sind nur ein paar Namen; aber ihnen sind gewissermaßen alle Wälder unterthan bis zu den letzten steilen Rahren hinauf, bis in den äußersten pfadlosen Wildbachgraben. Diese Silvanen der Neuzeit, thatsächlich oft genug des Bauers letzte Retter in der Noth des Augenblickes, schauen mitunter selbst auf Lebensanfänge zurück, in denen nur das Beil ihnen den Tageserwerb zollte oder im besten Falle auswärtiges Geld für ihre Kaufkraft im lockenden Waldthale einstand. Der Gang vom einfachen Arbeiter bis zum Meister und reichbegüterten Erblasser in einem

Lebenslaufe! Wer sollte da nicht glauben an die große Macht des Silvanus? Freilich wenn der Waldschmuck allzu reichlich hinweggenommen wird und unter bergender Decke allgemach das kahle Gestein sich aufschließt, da wird der Saganus zum grossenden und rächenden Gotte, der mit des Wildbaches reißenden Wellen seine Strafen blockweise hinuntererschleudert ins zitternde Tiefgelände.

Wer kennt nicht die Thalgaue vom Königstuhl und Eisenhut herunter südwärts, wie sie sich mit dem Nothgebiete zwischen Millstätter und Ossiacher See, der „Kanning“, alsdann mit der „Gegend“, dem Felder- und Ahrizsee, endlich dem breiten Thale von Treffen mitsammt der malerischen Bergmacht von Landskron vor Augen stellen, das letzte Bild von der Bahnlinie bei Stadt Villach aus sichtbar, ein leuchtender Anblick.

Hier an des Ossiacher Sees nordwestlichen Nachbargebirgen, ähnlich wie an jenen des Wörther Sees, ist noch eine Steingewinnung lebendig, wie sie wahrscheinlich in den Zeiten der römischen Landherrschaft erschlossen worden ist. Dazumal hatte das Stein- und Holzwesen dieser Gegenden hauptsächlich zwei Städte zu versorgen, Virunum auf dem Zoltsfelde, Teurnia auf dem Zurnsfelde, in gewisser Einschränkung die eine Vorort des Unterlandes, die andere des Oberlandes. Natürlich kommt hierbei nicht der gemeine Baustein in Betracht, wie etwa der Sand- und grobe Kalkstein, der Chloritschiefer, der Gneuß und Quarz; die primitive Kunst hat eben auch das Feinere, Seltener, theurer zu Erarbeitende für die Reicheren ausgewählt, für die Götter insbesondere, die Reichthum geben und nehmen. Es empfahl sich nachdrücklich der krySTALLINISCHE Kalk, zumeist der hellste von feiner Körnung, darnach der mehr grobkörnige, endlich aller jener Marmor von gelblichem, röthlichem Stiche, der bläuliche, graue bis zum dunklen. Beiläufig gesagt, hat man solche und ähnliche Steinbrüche, mehr oder weniger noch bearbeitet, bei folgenden Orten in Kärnten: Alt-Ossiach, Eberstein, Emersdorf (gelblich), St. Georgen am Sternberg, Gummern, Krasthal, Krebenzen, Kulmburg (bläulich), Moosburg, Ostriach, Pichl, Pizlstätten, Pölling, Pörtlach, Puch, Salloch, Sattendorf, Seebichl (weiß, carmoisin), Sittersdorf, Sonnberg, Steindorf, Tschelsberg, Tentschach, Tiffen, Tigring, Treffen, Wajohn, Welden, Villach, Wasserleonburg, Wimitzhäl, Wolanig.¹⁾ Manche derselben mögen gegen Verwitterung

¹⁾ Angeedeutet im Buche „Virunum“, 1886, S. 200. Vollständiger in Zepharovich, „Mineral. Lexicon von Österreich“, 1859 bis 1873; vgl. den Artikel „Calcit“, III. S. 52 bis 62, dazu den „Index d. Fundorte“, III. S. 273 f. bes. S. 308.

minder fest sich erweisen oder in einiger Tiefe des Bestandes ergrauen; die mindest festen und größtgefügt wandern den Brennösen zu, einen Bausteinkitt liefernd, wie er in Römertagen, in Ritterburgzeiten, in moderner Weise ein genau unterscheidbarer ist. Eine Reihe solcher Brennösen steht im Saunthale um Bleiburg; meist übernimmt ein furanischer Capo die saisonweise Leitung. An den Quellen der Drauleuchten und rauchen die dolomitischen Kalköfen unter den abenteuerlich geformten Zacken und Zinnen des Hochlandes.

Es handelt sich hier speciell um den Marmor, welcher zunächst mit dem körnigen und dichten Kalk, dem Kalkstein, Calcit zum Kalkspath gehört und zwar (nach Werners System) in die Ordnung 11 der Carbonate, Classe IV der Silicotype. Des Marmors nächste Verwandte in diesen Kreisen sind der Kalksinter, Tropfstein, die Stalaktiten und Stalagmiten, Draperien, alsdann Stinkkalk, bituminöser, Kalktuff und die kreideartigen Sorten. Die reizendsten Abwechselungen geben sich dem feinen Beobachter kund in Bezug auf den allgemeinen Ton des Marmors, seine Einsprenkelung, Fleckung, Aderung, seine Theileinlagerung, Körnung, seine Einschlüsse, um gar die chemischen Einzelheiten beiseite zu lassen.

Wenn wir so sagen dürfen, nach antiker Geographie, in das Gebiet von Noreia aus Nord herein greifen der Hallstätter und Gosau-Marmor, auch weißer Urkalk, grobkörnig; der Murauer, der Röthelsteiner, der gelbliche Lambrechtler, der Kallwanger; in jenes von Solva an der Sulm der rosenröthliche Übelbacher, der weiße feinstkörnige Stübler, der graulich-weiße Rainacher (Gallmannsegg), der Gaisberger, Steinberger, der weiße Sala-Marmor (Schindergraben), der Geisthaler, Saußaler, Hengs- und Frauenberger, Egendorfer. In das alte Stadtgebiet von Celeia gehört insbesondere der Bacherer Marmor, theilweise schneeweiß und feinkörnig, aus Orten wie Bösenwinkel, Feistritzgraben mit Neuberg, Feistritzthal, Frauheim, St. Kunigund, Lubnitzgraben, Maratwald, St. Martin, Oberfeistritz, Planizan, Reifnig und Röttschach. Zu den ältestbearbeiteten will man die Brüche im Teufelsgraben bei St. Martin am Bachern, Neudorf, Dßel zählen, die Denkmäler um Windischfeistritz sollen daher rühren. Zu den feinsten seiner Art gehört jedenfalls der carraraähnliche Mißlinger unweit der alten Eisenberglöcher. Der hellrosige Sulzbacher sei noch erwähnt, eine gar feinkörnige Sorte von der Gailthaler Art. Als leichterer weicher Baustein darf hier der gelbliche Aflenzler so wenig unbeachtet bleiben (Leithalkalk bei Leibnitz, Wildon, Gerbersdorf bei St. Georgen) als der graue

Sandstein des Pettauer Feldes bei Neustift, der Stoginger des Leithagebirges.¹⁾ Im ganzen wird das Stadtgebiet von Poetobio versehen durch jenes von Celeia, bis zu einer gewissen Grenze auch jenes von Neviodunum und Emona in Krain.

Nicht alle jetzt ergiebigen Stellen von Wald und Fels hat der romanische Vorfahr in unseren Landen ausfindig gemacht; wahrscheinlich doch die ausgebreitetsten und verhältnismäßig besten, daher noch der Entwelt ausnützbar. Der Händler in Holz und Stein mußte der Natur seines Standes gemäß stadtnahe wohnen oder Städter sein denn dort fand er unmittelbaren Absatz, ausgiebige Zahlung, das Verbindungswejen nach der Ferne. Der Künstler in Holz und Stein schuf für die Vornehmeren, und wenn diese ihm Auftrag gaben hinsichtlich Bildwerke, so waren diese, sofern sie nicht rein realistischen Zwecken für Haus und Amt dienten, allenfalls auch solchen Gottheiten zugewandt, die wir unter den zwölf oberen Gottheiten begreifen. Wie weit auch von Apollon Gnaden, wenn derselbe jeden begeisterten Künstler in Holz und Stein schirmte und erhob, der gemeine Wald- und Felsarbeiter draußen in den Berghainen entfernt war — einen Hüter und Schützer mußte er doch noch über sich: den *Silvanus saxanus*.

Keine städtische Gottheit ist er, die etwa auch eine große Reihe von statuarischen Durch- und Umbildungen in der Kunstgeschichte aufzuweisen hätte wie die vornehmen Zeus-Jupiter, Juno-Hera, Aphrodite-Venus, Phöbus-Apollo u. s. w. Der gemeine Landgott ist (laut der halbwegs besten Simulacren) stecken geblieben in den stilistischen Formen der steifwinkligen Brustgewandung, des wirschen Vollbartes, der knorrigen Beigaben, wie die Holzbildnisse bäuerlicher Herstellung und häuerlichen Gebrauches solches eben auszudrücken gewußt und vermocht haben. Ehe er zu einem Vorstadtgotte sich hergegeben, lieber webt und waltet er stadtferne, an der Grenze der Feldfluren hinauf gegen Gebirg und Hochgefels. Er bewacht und segnet den Wald, den einzelnen Stamm mit seinen Früchten, das Waldwild, aber auch das angrenzende Feld, die Fluren, das Obst, die Weiden mitsamt Herde und Hirt, er ist insbesondere der wackere Wolfstreiber, der nicht in Wald und Weide das Ungethüm duldet. Was der Etrusker in seinem

¹⁾ Pogatschnigg, „Steinbrüche in Steiermark“, Lit. S. 56. — Hatle, „Minerale d. Herzogth. Steierm.“, 1885, S. 78 bis 81. — Brunnlechner, „Minerale Kärntens“, 1883, nach Zepharovich, „Mineral. Lex. v. Österr.“ und Höfer, „Jahrbuch des naturhist. Land.-Mus. in K.“, 1871; Brunnlechner bes. S. 20, 28, 40, 63, 64, 78, 107, 125.

Selfan zusammengefaßt hat, verehrt der römische Landmann unter den Beinamen des augustus, bellator, cannabifer, cassanicus, coelestis custos, dendrophorus, domesticus, glandifer, herbarius, invictus, lactifer, linifer, pater, pecudifer, pollens, potens, pomifer, praesens, sanctus, sanctissimus pastor, valentius. Er ist also der Mehrer, Wildscheucher, der Hanfbringer, der Himmlische, Schirmer, Baumbringer, Haushalter, welcher Eicheln liefert und Kräuter, Milch, Linnen, Vieh und Äpfel,¹⁾ der Vater, der Mächtige, der zu rechter Zeit Gegenwärtige, der Heilige, sicherste Hüter und Kraftbewährte. Wessen bedarf es mehr für ein Herz, das da schlägt zwischen Berg und Flur? Ruhm und Sieg, Ehren, Würden und Unsterblichkeit braucht er ja nicht, der draußen von heute auf morgen schafft zum Besten seiner Herren, die wohl ein Höheres zu vollbringen Zeit und Lust und Förderung haben als er — vermuthlich! — die drinnen in der feinen Stadt leben, nicht viel wissend, was Wald und Fels Herrliches hat und Grimmiges, Erhebendes und Vernichtendes, die drinnen wieder die oberen Götter ansehen und dennoch von ihnen nicht genug Gaben erbetteln. So viel Götter in allen Schichten, für alle Schichten, und dennoch können sie nie genug dargeben mit himmlischen Händen!

In unseren Hochlanden ist nun der Waldgott allerdings mit einer minderen Anzahl von Titulaturen ausgekommen. Wenn er örtlich noch als Poininus verehrt wird, als Caesariensis anderwärts, wenn er geradehin als magnus deus angerufen, wenn er als augustus zusammengestellt wird mit dem Ortsgenius und den Nymphen, als domesticus mit Mutter Erde, so möchte gerade diese Haushüterbezeichnung neben ein paar anderen Eigenthümlichkeiten für unsere Gaue von besonderem Belange sein.²⁾

¹⁾ In der deutschen Sage spiegelt sich der Waldgott, von dem im Zwielichte oft allerhand Gesichte und im Nachtdunkel unheimliche Stimmen und Schreie ausgehen, als eine Art Knecht Ruprecht oder Bartl. An der Waldstelle, die wir schildern werden, kennt und fürchtet die Kinderwelt das Schlampampenloch. „*Encycl. britann.*“, 9. edit. 1827, Bd. 22, S. 39. — Stoll, „*Mythologie*“, S. 301. Laut Cato, „*De re rust.*“ wirkt auch Mars Silvestris als Schützer der Landgüter: A. Banier, „*Götterlehre*“, übersetzt von J. A. Schlegel, Wien 1791, Bd. VII, 602; ebd. wird S. 380, Note 276 der Lothringer Altar des Herkules Saganus erwähnt; Kupferstich in Calmet, „*Geschichte*“. — Martin, „*Geschichte der Religion der Gallier*“, III, 8, 9.

²⁾ Silvanus in Mtofen, Dobrinci, Komorn, Raab, Bärhelh, Beszel, Zalutna, O-Szönn; derselbe Gott als SSS in Wien, Rathhausbau 1879. —

Im Bereiche der Stadt Carnuntum, zwischen Hainburg, Petronell, Deutsch-Altenburg, im Donau- und Marchfeld und noch weit donauabwärts muß der Silvanus als Haushüter am meisten bekannt und verehrt gewesen sein. Aber auch als deus sanctus erscheint er dort zubenannt, zusammengestellt mit dem Ortsgenius als augustus, in der Mehrzahl als silvester, selbst dem Silvanabus mit den Kreuzwegmächten (quadrivis) sind Ehren erwiesen.¹⁾ Indem daselbst Angehörige der 13. und 14. Doppellegion als der örtlichen Garnison in dem Sinne mitspielen, daß sie als Widmer auftreten, ist damit eine willkommene Zeitdate gewonnen, nämlich die Jahresreihe um 211 n. Chr. Wie viel Haine sind bis heute dort dem Waldgotte übrig geblieben? Demselben Silvanus finden wir eine Weihschrift gewidmet in den Gemarkungen erheblich mehr südwärts, zwischen Mur und Lavant; auf hoher, aussichtsreicher Bergwarte heißt er da Saxanus. Und es ist ein eindrucksvoller Fels, welchem der Name des Waldfelsgottes groß genug eingeschrieben ist.²⁾ Gewiß denkt man da an herkulische Arbeiten, welche Steinbrecher, Erzgewinner, Wegmacher, Waldroder in hochgelegenen Einsamkeiten oft zu verrichten hatten. Gleichwohl ist nicht auf Herkules-Weihschriften unmittelbar zu beziehen, was uns, in den Naturstein direct eingegraben, an Buchstabenzeichen begegnet. So sind die Blöckener Felschriften an den italienisch-kärntischen Grenzpfaffen thatsächlich Straßenbautexte, gehörten die Zeilen des Schieferfelsens bei Leoben in der Nöring mit dem Büstenrelief (bekannt vor 1819, später abgesprengt), die Einzeichnungen der Steinwand bei Höhenbergen-Teinach und jene im Steinbruche oberhalb der Bahnstation Gummern bei Weißenstein wahrscheinlich sogenannten Grabschriften oder Todtengedenkschriften an.³⁾ Wenn Steinbrüche mit andersartigen Denkmalen ausgestattet erscheinen, wie Gößlerberg (Bronze-Keil), Tentschach, Pörttschach (Münzen), Vasoven (Bronzen), so mag man wohl für derlei Datierungsbehelfe sehr dankbar sein; höhlenartige Einbauten wie zu Kroisbach, Stix-Neusiedel verleiten, an Mithras-Heiligtümer zu denken, obgleich der im 2. Jahr-

Hartung, „Religion der Römer“, II. 170. — „Ephemeris“, ep., IV., 152, 526. — „Archäol.-epigr. Mittheil. aus Österreich“, IX. 254; X. 26; XI. 8; XV. 197 bis 201; XVI. 25 bis 26.

¹⁾ Mommsens Inschriften=Verk, Nr. 4425 bis 4442.

²⁾ Mommsen, 5093. — Mittheil. der k. k. Centr.=Comm. für Kunst- und hist. Denkmale 1880, VI. 2, S. 33 bis 60.

³⁾ Mommsen, 4728, CC. Bd. VII, S. c. 4759. — Jabornegg, „Kärntens röm. Alterthümer“, S. 172 bis 174, Nr. 434 bis 436.

hunderte n. Chr. städtisch gewordene Cult den Naturfels gelegentlich umstilisiert und in bogenüberspannte hellbunte Hallen und Unterkirchen gewandelt hat. Ohne ausdrückliche schriftliche oder reliefmäßige Andeutungen (das vollständigste Musterbild, Opferstier, Jünglinge mit phrygischer Mütze, Fackel hoch und gesenkt, das vorgheftische Relief des Louvre) ist daher auf Mithräen aus bearbeiteten Felswänden allein nicht zu schließen; immerhin mag in Bezug auf die ebenfalls erotische Gottheit der Isis ein Gleiches gelten. Freilich sind beide in norisch-pannonischen und Nachbarlanden keine Fremdlinge; das beweisen die Fundstellen von Altenburg, von Altsen, Günzburg (Rhätien), Höglwart bei Reichenhall, St. Johann bei Riez, Kroisbach, Maria-Saal, Mauls, Mitrowitz, Ofen, Ó-Szöny, Peterwardein, Pettau, Petronell, Schwadorf, Sissek, Stitz-Neusiedel, Treffen in Krain, Tanzenberg, Tötschach, Töschling, Tschernembl, Tulln, St. Urban, St. Veit, Videm, St. Wolfgang, Zollfeld (wohl die meisten um 200 bis 225 n. Chr.) einerseits, von Hohenstein-Pulst, Odenburg, St. Martin und Pettau, Sissek, Steinamanger, Ulrichsberg andererseits.¹⁾ Ja es ist Isis sogar mit der Beibenenennung zur Noreia geworden.

Der eigentliche Gott der Felsarbeiter, insofern sie nicht gerade ein Mithräum auszöhnten und einbauten²⁾, war und blieb doch der Silvanus saxanus und zwar dieses specialisierter als Herkules, der Kraftgewandte und Vollführer riesenhafterster Arbeiten. Wichtig bleibt jedoch, daß einer der bekanntesten Beinamen des Herkules gerade saxanus ist, genommen von den Grenzsteinen, daher als Weg- und Grenzgott, eine Art Terminus. Sollte ein solcher Begriff auch dem Silvanus als saxanus innewohnen? Dann könnte wohl auf einer der Höhen der Koralpe — es ist nicht gesagt, auf einem der Kulme — eine Grenzandeutung nicht überraschen, wenigstens was die beiden Stadtgebiete zu den Füßen des langen Bergzuges betrifft, nämlich gegen Ost Solva oder Flavium solvense, gegen West Virunum (nicht wohl die zu wenig bedeutende Iuenna). Ausschließlich einer gewissen

¹⁾ Vgl. „Virunum“, S. 259.

²⁾ „Crypta Mithriaca in lapideis; apparent vestigia colorum; litteris rubricatis“, Mommsen zu 4414, 4238, 4424, in Petronell, Kroisbach, Altenburg. — „Die Österr.-Ungar. Monarchie in B. u. B.“, Abtheil. „Tirol“, S. 133. — „Mithras nascens ex rupe“: „Ephem.“, IV. S. 52, Nr. 525. — „Archäol.-Epigr. Mittheil. aus Österreich“, II. 20, 33, VII. 34. Man erzählt auch von rothfarbigem Gestein in der Böllinger Heidentirche, pyramidenförmigen Einsägen; die habe ein Händler ausgebrochen und verkauft.

Zeit würde es sogar erlaubt sein, bis zu dem erwähnten imposanten Gebirgszuge vorzurücken als einer der westlichen Grenzlinien von Panonien gegen Noricum. Indem aber die Meißelzeit der *Saxanus*-Felschrift nicht ganz sicher steht, so ist hierin kein weiterer Beweis zu suchen.¹⁾

Die in den Alpenländern wohl seit Urzeiten einheimische Vorstellung des Waldgottes mag so recht an die oberwelsch-nationale angeknüpft haben, ehevor noch die Durchbildung der statuarischen Form infolge griechischer Einflüsse erfolgt ist. Da verstand sich denn hauptsächlich das Holzbild, wie es der Hirt schnitzte und der Steinbrecher auf fester Unterlage aufstellte, auch wohl, sogut er mochte, imitierte, dasselbe Holzbild, das nicht viel besser war im Cultus, selbst unter dem bekannten Feigenbaum des Saturntempels in Rom. Die Striche und Schnitte der Holzbildnerei merkt man noch genau dem häufig wiederholten Typus ab, wie er in den römischen Institutsannalen 1886 durch Reifferscheid bekannt gemacht ist: eine steife Büste, welcher Fruchtwerk links und das Hündlein neben dem Fichtenreis gewissermaßen anklebt, gerade das noch Bart und Haupthaar fleißig geringelt sind. Freier und schlanker gibt sich allerdings die (falsch als *Vertumnus* bezeichnete) Statue bei Clarac: lange Beine mit Sandalienstiefeln, rechte Hand mit Hippe, linke mit Fruchtwaage und Thierfell, das Haupt jovisartig. Das durch Benndorf veröffentlichte Mosaik im Lateran zeigt den *Silvan* auch hoch und schlank, das Haupthaar braun und lang, den Bart voll, mit einer Armeltunica, weiß, rothgesäumt, die hohen Stiefeln grünlich, das Thierfell gelblich. So beiläufig gestaltet, insbesondere mit Sichel und Früchten nach der Statuentype im Museo Pio-Clementino und nach älteren Bildwerken auf dem Scherbenberge nächst dem Aventin und auf dem Viminal, mag er zunächst in die appische Straße zu Rom eingewandert sein, als ihm dort Domitian zuerst ein größeres städtisches Heiligthum gebaut hatte. Dies allerdings mußte der Ländliche mit einem Höheren theilen, mit *Herkules*.²⁾ *Silvanopfer* gewahren wir

¹⁾ Grenze und Jahr 150 n. Chr. Vgl. Anabl in den Mittheil. des hist. Vereines f. Steierm., XIV. S. 72.

²⁾ Schon 197 v. Chr. hatte einen städtischen Tempel (auf der Tiberinsel) der *Faunus*, ein Waldgott aristokratischer Natur; denn er galt als urzeitiger König von Italien, und wer daran hätte zweifeln wollen, den haben die Kronenzacken auf seinem Haupte rechtzeitig eines Besseren belehrt. Es ist also trotz seines größeren Reiches (das ja nicht auf Italien beschränkt war) *Silvan* ein demokratischer Gott geblieben.

noch auf dem Traiansbogen und wie ebenda noch auf dem Constantinsbogen. Das wäre also eine Kunstzeit von circa 72 bis 337 n. Chr.

Das ist nun reichlich die Zeit, durch welche hindurch bei beständigem, unmittelbarem Anschluß an die italische Welt in den Alpenländern der Wald- und Felsgott seine Wichtigkeit entfaltete, sagen wir es kurz, ausgenützt wurde in allen möglichen Kriegs- und Friedenssachen. Ob für ruhiger Zeiten Haushalt zu sorgen war im Stadt- und Landheim oder für kriegerische Zurüstungen, immer war die *latomia*, *lapidina* ein willkommenes Gut, darin hatte der *marmorarius*, *quadrarius* zu schaffen, Platten, Stufen, Säulschäfte u. dgl. formend, wie wir das gezeichnet sehen in Bildchen des vaticanischen Vergil (Rich-Müller 350). Und wie vielfach wiederholt hat es sich in unserer Hochgebirgswelt! An den Ufern des Wörthersees nächst dem Schlosse Pörschach ist eine Felswand bekannt¹⁾, beim nächstgelegenen Töschling eine solche im Lenzbauer-Steinbruch, und wie herunterwärts bei Britschitz der Gletschertopf nicht zu übersehen ist, so künden sich hinaufwärts auf dem Tschelsberg die unter den Kulmen von Taubenbühel (1076 m) und dem Hochgallin (1055 m) gebreiteten Marmorbrüche zu Sekull an (16 Häuser, zur Gemeinde St. Martin am Tschelsberg gehörend). Alles Punkte unweit der Römerstraße von Virunum nach Aquileia, mehrfach belegte Fundorte. Ähnlich die Marmor- und Kalksteinbrüche am Ossiacher See mit den Fortsetzungen durch das Treffener Thal, westwärts nach Krass und Krips. Das ist die Thalschlucht hinaus gegen die Draulinie bei Gummern, wovon die Rothe Krass und Krips (von 8 Häusern) noch zur Gemeinde Treffen gehört, Wolanig aber, das obere und das untere (25 und 26 Häuser), zur Nachbargemeinde Landstron. Der Straßenort und die Bahnstation Gummern, wo das Gestein zur nächsten Verfrachtung kommt, auch Felsbrüche weithin sichtbar sich fortziehen, doch unter den Höchspunkten des Hochpirkach (1228 m) schließend, zählt wie der Schriftfundort Buch zur Gemeinde Weißenstein oberhalb Villach.

Am Nordwestende des Ossiacher Sees fallen die Steingefenke der Görlitzen-Alm steil ab; unter dem Hütterfogel und dem Ochsengarten (1357 m) stößt der Wanderer auf die Felsgebilde der „Judenkirche“ und der „Gischleinwand“. Die erstere ist ein wildzerklüftetes Blockwerk mächtiger Sturztücke, die der Teufel oder das Erdbeben von 1348 wirr durcheinander geworfen hat, Lochgänge, Steilwände, Aus-

¹⁾ Sabornegg, Nr. 403.

sichtsplatten, grasbedeckte Bänke von malerischer Art, zugänglich von Niederdorf oder Julienhöh aus; die zweite, gegenüber Töbring und Görtischach unterhalb Treffen ostwärts, ist eine unterste Stufe des Görtischenabfalls vor dem Pöllinger Graben, hoch hinauf eingeschnitten und theilweise gelocht, eine vielausgenützte Kalkstätte.

Mehrere Ausbruchstellen sind aber vom Pöllinger Berge her trotz leidlicher Waldverwachsung sichtbar. Es ist das eine der Berghöhen knapp hinter Pfarrdorf Treffen, auf welches gerade von Ost her aus der steinreichen, aber auch hoch hinauf begrünzten Schlucht der Görtischen- oder Mühlbach herankommt, drei, vier Stunden weither von den Almzinnen in mehreren Windungen. An der nördlichen Umwandung dieses Bachgrabens, wo nächst dem zur Gemeinde Treffen gehörigen Dorfe Pölling (21 Häuser) unterhalb dem Gehöfte Steinwender und nächst den Hochwiesen des Baumgartner (Baugeter) der Waldstand gegen West und Nord beginnt, heißt einer der Steinbrüche „die Heidenkirche“. Nur die benachbarten Felsausbrüche sind dermal aus dem Thale sichtbar. Vom üblichen Wege zum Bergdorfe nach einer halben Stunde Wanderns oberhalb der Mühlen und des Hügelfreuzes links abbeugend, wird man durch öfters daliegende Marmorplitterchen auf das nicht ferne Ziel aufmerksam gemacht. Vorzeitiges Einlenken verleitet zu gar steilen Pfaden; das spätere führt höchstens in mehr Dickicht, das man oft durchschlagen muß, um dann schnell zu einem wegartigen Randanschnitt zu gelangen, der sofort mitten in ein zerfallenes Saalwerk leitet. Von Aussicht ist da keine Rede; wer sich aber gerade um ein Stündchen oder ein halbes zu hoch verirrt hätte, über die drei Steinbrüche gegen den „Schluechter“ hinaus oder aufwärts gegen den Sauerwald, dem ist freilich die schöne Schau bis zum Mangart und Montagio frei geworden. Hier ist alles gedeckt von Fichtengeäst und Haselstrauchwerk; vor sich die mauerartige Wandung, unter sich ein weißes und graues Gerölle, so starret der Wanderer in das Wunder der Einsamkeit hinein. Soviel fest Fuß zu fassen ist, nachdem er sich überzeugt hat, daß nicht vom Oberrande der Saalwand durch eine Lücke der Rasenbordüre ein lang vorbereiteter Block jählings herabkollert, ermißt der Forscher gern die Raumbreite und schätzt sie etwa auf 13 bis 14 m, die Wandhöhe, sie ist die mindere, doch immerhin auf 4·5 m; aber da gibt es ja Abstufungen. Die eigentliche Hauptwand, gegen Süd hinaussehend (Richtung zwischen Dorf Treffen und Ochsengarten durch), hat rechts und links Abfall, da sich eine Quermwandung daran angeschlossen haben mag in Ost und West;

insbesondere in Ost ist ein Abbug von etwa 4 *m* Länge gegeben, nach welchem die erste Richtung durch etwa 6 *m* fortgesetzt wird. Der schönste Abschluß ist in der Höhe der Mittelwand erhalten geblieben, wie ein Karnies. Als bald bemerkt man zur linken Hand, also in dem südwestlichen Winkel, unter einem Vorsprung eine Art Wandverstärkung wie eine erst abzuhauende vorgezeichnete Platte, als Bank nicht recht zu benennen, hoch an 90 *cm* (vom gegenwärtigen Boden auf), früher wohl etwas höher, dick an 20 *cm*, in die Länge erstreckt kaum 1 *m*. Das Gestein dieser ganzen Saalwand ist im allgemeinen lichtgrau, dunkelgrau offenbar an geschöneren Stellen, eine gelbliche Randung tritt mehrfach im Westwinkel auf, auch schwärzliche Flecken zwischen den gelblichen Schichten sind ersichtlich. Im übrigen ist, je höher hinauf, desto vollkommener jene Abstimmung nach wagrechten, knapp aneinander liegenden Streifen bemerkbar, wie sie den Saxanus-Fels an der Koralpe so besonders charakterisiert. Es ist dort wie da ein Wasserfallunterbau völlig ausgeschlossen. Ähnlich sind wohl kleinere Felspartien unter den Fundamenten der Treffener Ritterburg abgemeißelt; aber gleich ist die Arbeit nicht. Die wagrechte Streifung scheint hier an Stellen zu fehlen, wo Hellgrau und Gelblich eintritt. Bedeutet das neue Abbrechung und Eisenschüffigkeit? Es ist kein Zweifel, aus hiesigem Gestein, dem schönen weißglänzenden Krystallinkalk, ist die Treffener Ritterburg auch aufgebaut, doch bricht ein ähnliches Gestein dortselbst an Ort und Stelle. Was hier ferner an neuzeitige Ausgewinnung erinnert, ist ein Arbeitsblock mit dem viereckigen Einstemmlöcher, vorfindig im östlichen Kammervinkel, nebst allerlei abgefallenem Steinwerk, theils geplattet; alsdann oben an der Saalwand, westwärts über der erwähnten Verstärkung, ein Sprengbohrloch, die Röhre an 2 *m* lang. Endlich findet man aus den angemachten Zeichen und Ritzen, welche dem Auge aus der Wand (etwa in Mannshöhe angebracht) ersichtlich werden, ein unzweifelhaftes 1816 heraus. Der Wanderer erinnert sich, daß die Steinfassung der Straße Treffen-Niederdorf einmal die Jahrzahl 1793 ausgemeißelt trägt, nicht unähnlichen Charakters.

Aber diese Jahrzahl hier scheint gesetzt über eine zweizeilige Inschrift, von welcher dem Schilderer (bei einmaliger Sicht unter nicht besten Licht- und Bodenumständen) gerade die Mittelpartie unter den arabischen Ziffern nicht hervortreten wollte. Neu angeschriebener Namen in Färbung sind einige hier gewesen und ein paar geblieben; ein Jsep und ein Teurer iun könnten wohl auch einmal sich eingefunden haben. Indes verlohnen die schönen, großen, wohl 22 bis 38 *cm*

langen, auch ziemlich regelmäßigen Buchstaben wohl eine derzeitige Abschrift:

1816
I SEV F I TE VR
VN

Von rechts her, wo das erste Zeichen im Winkel angestanden hat, mag ein Anfang noch vorausgegangen sein. Wer versuchen wollte, das altrömisch zu deuten, müßte sich zunächst entgegenhalten lassen, daß Michael Freiherr v. Sabornegg, der Sammler und Herausgeber von „Kärntens römische Alterthümer“ (1870), diese Inschrift nicht gebracht hat. Sie konnte sammt der Überschrift dazumal existiert haben. Sabornegg bringt nicht bloß in Stein Hineingemeißeltes. Ob erneuert oder nicht, könnte mit diesen Siegeln beabsichtigt gewesen sein eine wiederholte Nennung von Teurnia; es konnte versucht worden sein, Is(idi) Teur(nensium) et H(eracli) Teur(nensium) durch Jun(ius oder Junianus) ein Motiv gesetzt sein zu lassen. Allerdings lägen Silvanus und Hercules näher, auch ist Isis, wie gut auch in Norico-Bannonia zuhause, doch auswärts höchstens mit Serapis, Liber und anderen zusammengestellt (zu Thorda 881, Zara 2903). Jedoch dies beiseite gelassen, könnte, durch das Visionäre veranlaßt, die gewiß recht reelle Frage aufgeworfen werden, ob wir uns denn bei diesen Marmorbrüchen im Gebiete der Stadt Teurnia befinden? Es scheint denn doch. Denn das Sianticum (bei Villach) und das Tasinemetum (oberhalb Töschling), gar nicht zu reden von Saloca (um Stallhofen), das sind doch gar zu kleine, nur als Poststationen in den Reisebüchern genannte Orte, entfernt von dem Hauptorte Virunum 30 Meilen (nämlich millia passuum), 20 und 11 solche. Es reiht auch Mommsen die Inschrift-Fundorte um Spital, Holz, Fresnitz, Millstatt, Paternion, Feistritz, Kellerberg, sagen wir insbesondere Wolanigberg, Villach (St. Anna), Landskron, Wöllan (hier streicht die Linie), endlich Gottesthal, Sternberg, Lind, Rosack, Pörschach-Töschling allesammt in das Teurnenser Gebiet ein. Was westlich davon belegen, zählt also zu Aquontum (Venz, das Poncium bei Mantern, zu unwichtig), was ostseitlich schon zu Virunum. Folglich könnte gesagt werden: von

Töschling am Wörther See quer über den Tauern, Ossiacher See, Wöllan, Gmünd geht die Grenzscheide zwischen den Stadtgebieten von Virunum und Teurnia. Das entspricht ungefähr auch der heutigen Grenzlinie von Unter- und Oberkärnten, der geologischen Kartensführung bei Brunnschneider (aus *Ed. Hötzls* geogr. Institute in Wien, 1884), Scheidelinie zwischen den Sectionen 1, 2 einerseits, 3, 4 andererseits, Linie Triglav, Villach, Wöllanernock, Turrach-Sattel, Tamsweg. In diesen Grenzgebieten, darinnen der Urriacher Bach, vereint mit dem Görlicher in den Ossiacher Seebach, dieser in die Drau mündet, entstand das stattliche Dorf Treffen mit dem Neuschlosse, nachdem die alte Ritterburg gegenüber dem Eingange ins Krasthal mehr und mehr abgekommen. An Bausteinen, wie wir gesehen, war nirgends Mangel, und was an Kunstarbeiten aus heidnischer Zeit vorgefunden ward, trug man zu den Mauern der Pfarrkirche, vermuthlich seit ihren ersten Bauzeiten. Sehen wir nun zu, was Michael Freiherr v. Zabornegg von unserer Stelle berichtet: „Ob dem Dorfe Treffen auf einem steilen, gegen Süden abfallenden Berge, einem Ausläufer der Görlicheralpe, eine Stunde von Treffen entfernt, befindet sich nächst der Baumgartnerhube, in der Gemeinde Pölling an einem Waldsaume der sogenannte Heidentempel. Es zeigt sich daselbst eine senkrechte Felswand von derbem Urkalk, welche Wand in Form einer Theaterbühne mit Belassung zweier stumpfer Winkel 4 Klafter hoch, 2 Klafter tief und über 3 Klafter breit ausgemeißelt ist. Am Boden ist ganz fest an der ausgemeißelten Wand eine 2 Fuß breite Bank ausgehauen; die offene Seite dieses vom Volke der Umgebung allgemein genannten Heidentempels ist gegen Süden gekehrt. Der Boden daselbst ist dicht mit Gesträuch überwachsen und mit Felsenstücken übersät, der Zugang daher sehr erschwert. Er hat mit jenem Felsentempel ob St. Georg am Steinberge im Lavantthale viele Ähnlichkeit, und beide dürften aus derselben Zeit sein.“¹⁾

Wenn wir dieses auf die Zeit um 200 n. Chr. verdeutlichen, so möchten hierzu wohl stimmen die drei Bildwerke, die sich an den Außenmauern der Kirche in Treffen befinden. Das eine Relief an der Portalseite, nächst dem Kirchthore nordwärts, stellt vor eine bekleidete männliche Gestalt, ziemlich faltig, nicht unähnlich jenen Figuren, wie sie Zabornegg auf den Mithrasreliefs abbildet.²⁾ Das andere Relief, gleichfalls nur in der einen Hälfte erhalten, in der Südmauer, zeigt

¹⁾ Zabornegg, Nr. 451, S. 178; vgl. S. 148, Nr. 450. — Archiv f. Kärnten, VIII.

²⁾ Zu Nr. CVIII, Reihe 4 bis 7, Taf. 2, Reihe 3, Taf. 9, 2. Gestalt.

Kopf und Brust eines Jünglings mit etwas Gewandung links herab. Das benachbarte Architekturstück ist eine abgebrochene Sechseckplatte, eine Cassettierung von etwa 20 Sechsecken (11 vollständigen), welche 6 bis 7 Blumenmuster und einmal ein Körbchen mit Früchten umfassen.¹⁾ Daß diese Stücke aus der „Heidenkirche“ stammen, wird vermuthet; das Früchtenkörbchen könnte für Silvan passen. Für ein Heilthum eher als für ein Privathaus konnte das schwere Architekturstück sich schicken. Es konnten immerhin für auswärts die erwähnten Weißlerarbeiten nahe dem Steinbruche fertig vorgelegen haben, da denn Dorf Treffen selbst durch Inschriften, Münzen, Thon- oder Metallsachen römischer Zeit nicht gekennzeichnet ist. (Die nächsten Fundstellen sind Basojen, Landskron, St. Michael, Oswaldiberg, Wolanig, Wöllan). Unbekannt blieb ein marmorner Kopf im Nischenhintergrund, mehr links schauend gestellt, an 20 cm lang, gefunden 1885 in dem unteren, an 60 Schritte abwärts belegenen Steinbruche, geborgen durch Zernatto Sohn, nachmals aber vertragen und vielleicht in eine Kalkgrube geworfen. Derlei Zierstücke soll die Kirchenwand noch mehr bergen. Der ähnliche weiße Stein wie um Pölling und an Verdizzen bricht in Wolanigberg, eine Geßtunde nordwestlich von Villach, Südhang gegen die Drau, auch von Schloß Treffen aus durch den Eichholzgraben erreichbar. Der blaugraue derbe Kalkstein von da ist namentlich für die Unterbauten des Villacher Bahnhofes 1863 in Verwendung gekommen, früher für die Säule der Schillerbüste, später für das Erzherzog Johann-Denkmal in Graz (Stiegenanlage, Figurenpostamente und Wasserbecken). Zu dem alten Steinbruche in bedeutender Höhe führt eine im Thale breitere Straße; unter dem Bruche selbst auf einer niedrigen schiefen Felsplatte waren vor 1870 von fünf Schriftzeilen noch die Reste der zweiten und vierten zu sehen.²⁾ „Es ist sicher anzunehmen,“ sagt Zabornegg, „daß schon die Römer diesen Steinbruch für ihre Bauten in der Umgebung, insbesondere aber für ihre Steindenkmale aller Gattung benützten, weil der daselbst vorkommende feste und weiße Kalkstein ganz jenem ähnelt, der allgemein zu den in Kärnten gefundenen römischen Inschriften und Abbildungen verwendet wurde.“ Für Schrift- und Reliefsdenkmale gilt also nicht der Krastthaler blaugraue Marmor, dessen Musterung folgende ist:

¹⁾ Abgebildet in den Mittheil. der k. k. Centr.-Comm. 1881, XXLI.

²⁾ Zabornegg, S. 454, Nr. 4759. — Archiv f. Kärnten, VIII, 106. — „Graßthals Höhlen“, Knittel 1889, S. 32. — Zepharovich, „Mineral. Ver.“, III, 155; vgl. auch 154, 63, 64, dann 114, 155, 203.

blaugrau im allgemeinen, darin dunklere Flecken und weißliche, letztere gleichwohl nicht so hellweiß, gleichmäßig verstreut.

Wünschenswert würde es nur sein, die „steinreichen“ Örtlichkeiten mit so viel kunsthistorischem Hintergrund verriethen noch irgendwie durch namentliche Bezeichnungen ihr Alter. Aus den bojarischen und slavischen Colonialzeiten ist aber dessen gar wenig erhalten geblieben. Außer Oberstein und Steindorf sind fast alle die Stein- und Kalkorte¹⁾ nicht beachtenswert. Wollte man Wolanigberg zusammenstellen mit Wölan und Wölling, Wölling u. dgl., so möchte Urban Jarnik's pol (Feld), polana (Feldebene) wohl so wenig tangen als gerlo (Turteltaube oder Schlund) für Görlißen.²⁾ Für die Krasthaler Steinbrüche scheint allerdings die slovenische Wurzel krasa (Stein-erde, steinichter Boden) zu passen; allein die dialectische Aussprache gibt das Kras wie Gras, nicht hell, wie es das Slavische verlangt. Eine Gruppe von Felsen wäre aber skalina. Mag andererseits immerhin das Gras, das Kraut im Slavischen traba, trava, trawa lauten³⁾, so ist hierdurch für Treffen und Krasthal nicht Bezeichnendes gewonnen. Der slovenische Ortsname Trebno, gleich Trebinje zurückgeführt auf treba (was nöthig ist, was man bedarf), entspricht keiner Deutlichkeit; eher noch geht auf Verrichtungen in Wald und Feld das trepati (klopfen, ausschellen, flachsbrechen.⁴⁾ Nach Förstemann gehören Treb- und Drab-Formen unter das gothische draban (hauen) oder dreiban (treiben), so Trebwin.⁵⁾ Die Haue, Hacke, das Beil oder Schneidzeug möchte wohl am sichersten zum Ausdruck kommen in dem Hauptmarmorbruche bei Pörtlach, Töschling, Tschelsberg⁶⁾, nämlich Sekull.

1) In Kärnten heißen 6 Orte Stein, 16 andere Steinach, Steinberg, Steinhüchl, Steindorf, Steinbruch bei Lichtengraben, Steinbrücke, 3 Steindorf, Steinerberg, Steinfeld, 4 Steinwand (besonders bei Kremsbrücken und Kennweg); einige mit angehängtem „Stein“: Arnoldstein, Burgstein, Breitenstein, Rabenz-, Waldenstein, überhaupt die Bergspitzen und Burgbauten. Nur 1 Kalk bei Greifenburg, 1 Wald, 2 Waldenstein; einige mit angehängtem „Wald“ wie: Michwald, Mittewald, Mooswald, Bormwald.

2) „Carinthia“, 1826.

3) Miklosich, „Dictionnaire de six lang. slav.“, 1885, S. 846 bis 847.

4) Miklosich, „Lex. palaeoslov.“ — Swoo, „Diet.“, S. 848.

5) Meichelbeck, IX in Förstemann, „Namenbuch“, I, 344.

6) Kärntens 5 Pörtlach, Poreče, liegen am See, Fluß, auf Berg, in Ebene; höchstens daß ein angelsächsl. bord (Waldrand) gemeinsam wäre. Für Tschelsberg, für Tschelweg, 2 Tschendorf, ähnlich benannt wie das Zürcher Tschilinoanach, ist eine Erklärung nicht aus Stein, doch aus Wald zu holen; es ist die

Sek ist slovenisch die Schneide der Hacke, sekalo das Hackmesser, sekir eben Axt oder Beil, als böhmischer Ortsname Sekura, Sekyra in Erbens Urkunden, als Sekiren den Dampfsschiffen des Wörther Sees bekannt. Das Schneidegeräth in Wald und Fels hat dies- und jenseits des großen Sees in slavischer Zeit noch genug zu schaffen gehabt. Übrigens ist den Deutschen auch sech, das Pflugmesser, zu welchen Worten noch Sichel, Saß und Skramasax gehört (Lexy, „Wörterbuch“, 230), bekannt.

So hätten wir denn ein mannigfaltiges Walten und Schaffen des Menschen verfolgt, eine Art „Was sich der Wald erzählt“ — und ob wir regsam schaffende Hände den Wald roden, den Stein gewinnen, den Acker pflügen und so die Fluren verschönern und ergiebig machen sahen, in jedem Sinne erkannten wir die altverehrten Mächte des Silvanus saxanus.

Waldmast, besonders aus Eicheln laut Schmeller, „Bayer. Wörterbuch“, I, 361; vgl. Förstemann, I, 1364; deheln = gedeihen machen. Teehel, Dechel schrieb man noch 1458, 1553. In Lexers „Kärntischem Wörterbuche“, S. 55, ist nur textl (kleine krumme Hacke) verzeichnet, verwandt dem bayerischen dechsel, nach Grimm von dehlsen (schwingen).





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Das commercielle Bildungswesen in Österreich-Ungarn auf Grundlage des elementaren und mittleren Unterrichtes und die kaufmännischen Lehranstalten des Deutschen Reiches von Franz Glässer, k. k. Professor, Mitglied der k. k. wissenschaftlichen Prüfungscommission für das Lehramt an höheren Handelslehranstalten, Director der Handelslehranstalt vormals Pazelt in Wien u. Wien und Leipzig, Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitäts-Buchhändler, 1893.

Es ist kein Zweifel mehr, daß die Anforderungen, welche die moderne Zeit an die Schule stellt, von derselben auch berücksichtigt werden müssen, wenn anders sie den Contact mit dem sie umgebenden Leben nicht verlieren und zu einer bloßen Drillanstalt herabsinken soll. Immer mehr muß es zum Bewußtsein der Reformatoren kommen, daß die Cultur der Gegenwart sich loszulösen beginnt von dem Zusammenhange mit der Cultur des Alterthums, daß sie neue Bildungselemente in sich aufnimmt und nach neuen Formen für den neuen Inhalt sucht.

Wohl von diesen Erwägungen ausgehend, hat die österreichische Unterrichtsverwaltung in rühmenswerter Weise im Laufe der letzten Jahre der Reorganisation des commerciellen Unterrichtes ihr Augenmerk zugewandt, und die bisher auf diesem Gebiete erzielten Erfolge lassen auch auf eine weitere günstige Ausgestaltung des begonnenen Werkes schließen. Einen Einblick nun in diese neuartige Organisation verschafft und zugleich einen Abriss der Entwicklung des Handelschulwesens in Österreich-Ungarn gegeben zu haben, ist das Verdienst des oben erwähnten, kürzlich erschienenen Werkes, eines stattlichen Bandes von 422 Seiten, das in der That eine fühlbare Lücke in unserer pädagogischen Literatur auszufüllen berufen ist.

Das Buch, dem die Verlagshandlung in gewohnter Weise auch eine vornehme Ausstattung mit auf den Weg gab, gliedert sich in vier Theile: im ersten wird Österreich behandelt, im zweiten Ungarn, im dritten die Occupations-Länder Bosnien und die Hercegovina und im vierten das Deutsche Reich.

Nach einer zusammenfassenden Übersicht über das Erziehungswesen in Österreich erfahren wir zunächst einiges über die Geschichte der Entwick-

lung des commerciellen Unterrichtes in diesem Lande. Die gelehrten Schulen des Mittelalters und der Theresianischen Zeit boten naturgemäß für die angehenden jungen Handelsleute keine Bildung; trotz der lebhaften Fürsorge der großen Maria Theresia für den Handel und dessen Hebung, mangelte es noch lange an einer eigentlichen Fachbildung für die Kaufleute. Erst 1762 wurden Curse über Rechnungswissenschaften eröffnet und zwar über die Rechenkunst, die Wechselrechnung und die doppelte Buchhaltung, über das Cameralsystem oder den Cameralfuß, über praktische Mathematik und Geometrie. Diese Vorlesungen umfaßten einen zweijährigen Cours und wurden anfangs von den Piaristen, später von eigens hierzu ernannten Beamten abgehalten. Im Jahre 1763 erfolgte die Berufung Josef v. Sonnenfels' zum Lehrer der Polizei- und Cameralwissenschaften an die Wiener Universität. Allein diese Maßnahmen entsprachen nicht den Zwecken des Handelsstandes, da sie in erster Linie auf Heranbildung tüchtiger Beamten für den Staatsrechnungs- und Verwaltungsdienst abzielten. Erst 1769 begann man, sich auch um den commerciellen Unterricht zu kümmern. Nach einer seitens der obersten Handelsbehörde gegebenen Anregung, die auf die lückenhaften mercantilen Kenntnisse des Kaufmannsstandes hinwies, wurde 1770 in Wien eine Staatsanstalt für die Heranbildung zum kaufmännischen Berufe als k. k. Real-Handelsakademie errichtet und mit jährlich 3000 Gulden aus Staatsmitteln dotiert. Sie bestand aus zwei Classen, in denen gelehrt wurden: Arithmetik, Vernunft- und Sittenlehre, deutsche Sprachlehre und Stil, Geographie, Schreib- und Zeichenkunst, Rechenkunst, Handlungswissenschaft, Geometrie, Naturlehre, doppelte Buchhaltung, französische und italienische Sprache. Finanzielle Schwierigkeiten hinderten den Aufschwung dieser Schule, die sich trotzdem 30 Jahre als Staatsanstalt erhielt. Im Jahre 1804 wurde diese Akademie in die Reihe der damals neu geschaffenen Realanstalten gestellt, 1815 erstand sie aber wieder als commerciale Abtheilung des neuen polytechnischen Institutes, dessen Gründung durch den Aufschwung von Handel und Industrie bedingt war.

Ein weiterer Schritt ist aus dem Jahre 1852 zu verzeichnen. Durch die Errichtung selbständiger Realschulen und durch die Auflösung der zweiclassigen Realschule vom Polytechnicum hatte die commerciale Abtheilung desselben ihre eigentliche Vorschule verloren; es wurde nunmehr zum Eintritt die absolvierte Oberrealschule gefordert, wodurch sich der Besuch der erwähnten Abtheilung bedeutend verringerte. Im Jahre 1865 wurde diese Abtheilung ganz aufgehoben, weil nämlich die schon 1858 begründete Wiener Handelsakademie gleiche Unterrichtszwecke verfolgte, und weil man auch für das zur Hochschule erhobene polytechnische Institut die kaufmännischen Disciplinen nicht mehr für passend erachtete. Früher schon aber war von dem Großhandlungs-Procurenisten Johann Geher in Wien eine Privat-Handelslehranstalt errichtet worden, und bald nachher entstanden auch in anderen Theilen der Monarchie zahlreiche kaufmännische Lehranstalten, die theils von Corporationen, theils von Privaten gegründet wurden, und die dermalen im Rahmen des gesammten Schulorganismus Oesterreichs einen nicht unwichtigen Platz einnehmen.

Nach dieser lehrreichen Skizze gibt Glässer einen erschöpfenden Überblick über die Gesetzgebung und Staatsaufsicht auf dem Gebiete des commerciellen Unterrichtes. Er citiert das Landesgesetz vom 28. November 1868, betreffend die Errichtung und Erhaltung der gewerblichen Fortbildungsschulen in Niederösterreich, demzufolge in diesem Kronlande das kaufmännische und gewerbliche Unterrichtswesen von der Landesgesetzgebung geregelt wird, während es in den übrigen Ländern dem Ministerium für Cultus und Unterricht untersteht; es wird ferner der Normal-Lehrplan für kaufmännische Fortbildungsschulen angeführt, worauf der Autor sich den eigentlichen Handelslehranstalten zuwendet. Auf diesem Gebiete sind zunächst wichtig die Verordnungen, betreffend die Prüfung der Candidaten für das Lehramt an Handelschulen aus dem Jahre 1870, an welche Director Glässer einige Bemerkungen knüpft, die durch die jüngst erlassene, an einer späteren Stelle des Buches abgedruckte Prüfungsvorschrift für das Lehramt an zweiclassigen Handelschulen als vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Durch diese Vorschrift wird eine Unterscheidung zwischen zwei- und dreiclassigen Handelslehranstalten festgestellt, als Anstalten niederer und höherer Kategorie. Allein wir sind mit dem Verfasser der Ansicht, daß es eigentlich einer doppelten Prüfungscommission nicht bedurft hätte, daß vielmehr, analog dem Vorgange bei den Prüfungen für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen, eine Abstufung der Approbation für niedere und höhere Handelschulen hätte platzgreifen können. Beherzigenswerte Rathschläge finden wir in dem Buche in Betreff der Ausbildung der zukünftigen commerciellen Lehrer, für die Glässer eine staatliche Lehrerpräparandie vorschlägt, die mit einer Übungsschule in Verbindung stehen sollte; ebenso tritt er für ein Probejahr und für eine nutzbringende Verwertung desselben ein. Nicht minder wichtig erscheint es ihm, daß jeder Candidat vor seiner Anmeldung zur Lehramtsprüfung durch einige Zeit sich bei einer größeren Firma einen gewissen Grad von Geschäftspraxis angeeignet habe.

Mit dem im Jahre 1873 erlassenen niederösterreichischen Landesgesetze, betreffend die Handelschulen, war eine Zweitheilung dieser Anstalten in öffentliche und private geschaffen worden. Ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen beiden Anstalten besteht eigentlich nur darin, daß die öffentlichen Anstalten, die Handelsmittelschulen, nach ihrem dreijährigen Lehrgange ihren Absolventen die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienste gewähren, während den Privatanstalten, deren Lehrgang zwei Jahre dauert, dieses Recht nicht zusteht. Allein das Bedürfnis nach diesen zweiclassigen Schulen macht sich immer mehr geltend, da insbesondere für die Fachbildung der Kaufleute auf dem Lande gesorgt werden soll. In Würdigung dieses Umstandes hat die Unterrichtsverwaltung in ihrem Motivenberichte zum Voranschlage für das Jahr 1892 bemerkt: „Die Hebung und Vermehrung der zweiclassigen Tageschulen herbeizuführen, ist ein unabweisliches Bedürfnis, da für die Ausbildung von kaufmännischen Hilfskräften im engeren Sinne des Wortes in vielen Theilen der Monarchie nahezu gar nicht vorgesorgt ist. Es wird daher das Bestreben von Corporationen (Communen, Handelskammern und

kaufmännischen Vereinen) dort, wo sich ein geeigneter Boden für derartige Schulen findet, thunlichst unterstützt und denselben die Erhaltung solcher Anstalten zu erleichtern gesucht." Für diese Anstalten wurde auch ein Normal-Lehrplan ausgearbeitet, der auf die Bedürfnisse der breiten Massen des Handelsstandes Rücksicht nimmt, und in dem besonderes Gewicht auf die Pflege der modernen Sprachen gelegt wird. Um den interessierten Factoren bei Errichtung solcher Schulen an die Hand zu gehen und die Anstalten in ihrer ökonomischen Grundlage zu sichern, wurde vom Unterrichtsministerium auch ein Organisationsstatut entworfen, nach dem die meisten der in jüngster Zeit entstandenen zweiclassigen Anstalten eingerichtet sind. Ebenso trug die Unterrichtsverwaltung für Abfassung billiger, einheitlicher Lehrbücher Sorge, wie sie denn überhaupt ihr Interesse für diese Schulkategorie auch dadurch documentiert, daß als Staatsubvention für den commerciellen Unterricht in das Budget für 1893 die Summe von 57.250 fl. eingestellt wurde.

Nach einer Zusammenstellung aller Handelslehranstalten und kaufmännischen Fortbildungsschulen, aus der wir erfahren, daß es dermalen in Österreich 13 höhere Handelslehranstalten, 18 zweiclassige Handelsschulen, 6 Privatschulen für kaufmännische Lehrlinge, 62 kaufmännische Fortbildungsschulen und 18 mit anderen Anstalten verbundene kaufmännische Fortbildungsschulen gibt, widmet Glässer lehrreiche Abschnitte der Wiener Handelsakademie, der von ihm geleiteten Handelslehranstalt, einer zweiclassigen Privatschule (gegründet 1840), und der Grential-Handelsfachschule der Wiener Kaufmannschaft (gegründet 1849); die übrigen Handelsschulen Wiens werden nur kurz abgethan — zu kurz vielleicht, wenn man berücksichtigt, daß auch sie sich manche Verdienste um die Hebung des commerciellen Unterrichtes in Österreich erworben haben und dies zu einer Zeit, da von staatlicher Ingerenz noch wenig auf diesem Gebiete zu spüren war.

Die Abtheilung über die diesseitige Reichshälfte schließt mit einem beachtenswerten Vorschlage des Autors, im Unterrichtsministerium eine „Centralcommission für Angelegenheiten des commerciellen Unterrichtes“ einzusetzen, einem Vorschlage, dessen Verwirklichung wir mit Freuden begrüßen würden.

Der zweite Theil des Werkes behandelt Ungarn und seine commerciellen Anstalten. Director Glässer gibt zunächst eine Geschichte der Entwicklung des elementaren und mittleren Unterrichtes in diesem Lande, wobei er besonders der Einheitschule gedenkt. Was das commercielle Unterrichtsweisen anbelangt, so unterstehen die betreffenden Anstalten in Ungarn bei gleichzeitiger Mitbetheiligung des Handelsministeriums dem Ressort des Unterrichtsministeriums; von dieser Centralstelle erfließen auch alle diesbezüglichen Verordnungen. Nach dem „revidierten“ Organisationsstatut aus dem Jahre 1884 zerfallen die commerciellen Lehranstalten in „Handelsschulen unteren Grades“ und in „Handels-Mittelschulen“, von denen die ersteren eine Art Fortsetzung der Volksschule bilden, während die anderen den Charakter reiner Fachschulen tragen; außerdem sind Handelslehrcurse mit den sechsclassigen Bürgerschulen ver-

bunden. Am Schlusse des vierjährigen Lehrganges findet an der Handelsmittelschule ein Maturitätsexamen statt. Diese Organisation ist schon seit Jahren in einer Umformung begriffen, deren schließliche Resultate aber noch unbekannt sind; die Regierung läßt sich die Sache sehr angelegen sein und fordert alle beteiligten Factoren zur Mitwirkung an dem Reformwerke auf, um nur solche Bestimmungen in Kraft treten zu lassen, die den tatsächlichen Bedürfnissen entsprechen; insbesondere die Handels- und Gewerbekammern befaßten sich eifrig mit der Frage des commerciellen Unterrichtes. Im Jahre 1892 wurde behufs Reform der Handelschulen eine Commission eingesetzt, die dem königlichen Landes-Unterrichtsrathe eine Reihe von Vorschlägen unterbreitete, welche von dieser Centralstelle jedoch abgelehnt wurden. Nunmehr liegt dem Unterrichtsministerium ein neuer Entwurf des Landes-Unterrichtsrathes vor, doch ist über denselben bislang eine Entscheidung nicht erlossen und hat vorläufig noch das Organisationsstatut von 1885 Geltung. Der erwähnte Entwurf betrifft die Handelsmittelschulen; weiter entwickelt dagegen sind die Vorarbeiten für eine Reform der „Handelschulen unteren Grades“; der betreffende neue Lehrplan ist schon zu Beginn des Schuljahres 1893/94 in Kraft getreten.

Besondere Beachtung verdienen in Ungarn noch zwei Schöpfungen: der orientalische Handelslehrcurs und die Handelslehrcurse für Frauen. Der erstere hat den Zweck, jenen Personen, welche sich für die Handelslaufbahn vorbereiten, Gelegenheit zur Erlernung der wichtigeren Sprachen des Orientes zu geben sowie dessen commerciale, ethnographische und sonstige Verhältnisse kennen zu lernen; der Curs ist eine staatliche Institution. Der Handelslehrcurs für Frauen, der mit einigen Mädchen-Bürgerchulen in Verbindung ist, bezweckt eine gründliche commerciale Ausbildung des weiblichen Geschlechtes. Wir haben erst kürzlich in einer Broschüre¹⁾ auf den Wert und Nutzen einer solchen Ausbildung auch für das hauswirtschaftliche Leben der Frau hingewiesen und freuen uns, daß auch in Ungarn sich die Anschauung von der Berufsbildung des weiblichen Geschlechtes Bahn gebrochen hat, wiewohl in diesem Lande noch eigentliche Handelsschulen für Mädchen, wie wir deren mehrere bei uns besitzen, fehlen.

An die Besprechung dieser Verhältnisse reiht Glässer eine interessante Darlegung der Organisation der Handelsschulen in den übrigen europäischen Staaten, aus der hervorgeht, daß fast überall die Staatsaufsicht über die commerciellen Schulen vom obersten „Handelsamte“ direct ausgeübt wird.²⁾ In Österreich unterstehen sie dem Unterrichtsministerium, von dem sie auch Subventionen beziehen, in Ungarn jedoch ressortieren sie von den Ministerien des Unterrichtes und des Handels und sind zumeist reine Staatsanstalten, wie denn überhaupt das System der Verstaatlichung auf dem Gebiete des commerciellen Unterrichtes in

¹⁾ „Berufsbildung für Mädchen Ein Beitrag zur Frauenfrage.“ Von Ludwig Fleischer (Wien 1893, Georg Szeliński).

²⁾ Bezüglich Englands und der Schweiz hat Ref. selbst auf Grund von Studienreisen im „Supplement zum Centralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen“ (Heft IV, 1892 und Heft I und II, 1893) Bericht erstattet.

Ungarn die weitgehendste Anwendung fand. Der Abschnitt über dieses Land schließt mit einer erschöpfenden Skizze über die Budapester Handelsakademie (gegründet 1857), die im Schuljahre 1892/93 von 401 Schülern besucht war, und mit einer kurzen Geschichte der übrigen Handelslehranstalten.

Im dritten Abschnitte seines Werkes spricht Glässer von Bosnien und der Herzegovina. In diesen Ländern bestehen gegenwärtig neun dreiclassige Handelsschulen, in welche die Knaben nach Absolvierung einer vierclassigen Elementarschule eintreten. Diese von der Landesregierung errichteten Schulen werden auch aus Landesmitteln erhalten; die Aufsicht wird durch einen eigenen Handelsschul-Inspector ausgeübt. In maßgebenden Kreisen wird gegenwärtig der Gedanke einer Reorganisation dieser Schulen nach dem Vorbilde der österreichischen Handelslehranstalten erwogen. Die Ausgaben für diese Anstalten betrugen im Verwaltungsjahre 1893 die Summe von 52.400 fl.

Den vierten und letzten Abschnitt des Buches bildet eine Aufzählung sämmtlicher Handelslehranstalten und kaufmännischen Fortbildungsschulen im Deutschen Reiche während des Schuljahres 1892/93, eine Aufzählung, von der der Autor in der Vorrede wohl mit Recht sagen darf, daß sie die erste authentische, das ganze Reich umfassende ist, da bisher über die kaufmännischen Lehranstalten des Deutschen Reiches weder eine officielle noch eine private Publication vorlag.

Wir können zum Schlusse unseres Berichtes nicht umhin, der Meinung Ausdruck zu geben, daß Glässers Buch ein wertvolles, für den Laien sowohl wie für den Fachmann erwünschtes Nachschlagewerk ist, welches insbesondere in keiner Lehrerbibliothek einer kaufmännischen Lehranstalt fehlen sollte; aber auch den Handels- und Gewerbekammern sei es bestens empfohlen, da doch diese Corporationen berufen sind, der Pflege des einschlägigen Unterrichtes ihre vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Mit großem, anerkanntem Fleiße sind alle Daten und Berichte zusammengetragen, und nicht ohne Sachkenntnis weiß der Verfasser, selbst ein rühriger Schulmann, auch auf die wunden Punkte unseres commerciellen Unterrichtswesens — und welches Menschenwerk hätte deren nicht? — hinzuweisen. Seine an vielen Stellen des Buches vorgebrachten selbstständigen Vorschläge bezüglich des Prüfungswesens, der Organisation der verschiedenen Anstalten, der Schulaufsicht u. s. w. zeigen von einem gründlichen Studium der Frage, die es in der That wohl wert ist, daß ihr von allen beteiligten Seiten näher getreten werde; denn was auf dem Gebiete des commerciellen Fachunterrichtes Ersprießliches geleistet wird, kommt dem Handel und der Industrie des Landes zugute, welches dann imstande ist, in eine erfolgreiche Concurrenz mit den Nachbarstaaten einzutreten. Für das nächste Schuljahr steht die Eröffnung neuer zweiclassiger Handelsschulen in Aussicht: der Wiener kaufmännische Verein, die rührigen, bildungsfreundlichen Städte Troppau und St. Pölten rüsten sich, im September 1894 solche Schulen zu eröffnen, und erfreuen sich bei ihrem Bemühen der wohlwollendsten Unterstützung der interessierten Factoren; Brünn und Olmütz wollen bald nachfolgen. Hoffen wir, daß

die eingeleitete, von sachkundiger Hand bewerkstelligte Reorganisation des Handelsschulwesens in Österreich-Ungarn ein neues Ruhmesblatt in die Geschichte unseres Erziehungs-, Unterrichts- und Bildungswesens, dessen Preis bereits weit über die Gemarkung unserer Lande erklingt, einfügen werde.

Wien.

Ludwig Fleischer.

Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen.

Eine psychologische Untersuchung von Dr. Kazimir Twardowski.
Wien, 1894, Alfred Hölder.

Es ist bekannt, dass die Metaphysik einst eine große, stolze Fürstin war, die über zahlreiche weite Lande der Wissenschaft gebot, und dass die Revolution in den Wissenschaften, die um die Mitte dieses Jahrhunderts den politischen Umwälzungen zur Seite gieng, die Fürstin wenigstens in Deutschland vom Throne in die Verbannung stieß. Seither gehört es sozusagen zum wissenschaftlichen Republikanerproß, von der Vertriebenen in recht verächtlichen Ausdrücken zu sprechen und sich gegen ihre Rückberufung aufs entschiedenste zu verwahren. Nur ein kleines Häuflein „Legitimisten“ steht grossend abseits und bewahrt in Gefolgschaftstreue die alten Überlieferungen.

Dass es so kam, ist allerdings nicht verwunderlich. Was uns in Deutschland an Metaphysik dargeboten wurde, war eine Stätte von eitel Glanz und Pracht, aber für die Bedürfnisse des allgemeinen wissenschaftlichen Lebens nachgerade verderblich und unerträglich. Es würde um die gute Metaphysik wohl keine Fehde entbrannt sein, hätte sie sich mit einem bescheidenen Plätzchen begnügt, wo sie ihrem scheinbaren Ziel, einer sogenannten metaphysischen, in der That metaphorschen Darstellung des großen Weltzusammenhanges, ganz gut nachstreben konnte. Aber sie beanspruchte mehr: sie wollte dynastisch thronen; und je größer ihre monarchischen Triumphe wurden, desto mehr bildete sie sich zur Sonnenkönigin aus und sprach: „La science c'est moi!“ Als nun das, was sich in diesem Zusammenhange „das Volk“ nennen lässt, immer härter unter solchem Drucke litt, da ward der Gegendruck zum Bruch, und es kam zu all dem, was sich mit dem Bastillensturm und den darauf folgenden Ereignissen vergleichen lässt, und was heute den daran Interessierten ziemlich allgemein bekannt ist. Auch an einer Art Schreckensherrschaft, dem Materialismus, fehlte es nicht, jener Selbstcarikierung der neuen Freiheitshelden.

Indessen ist seit all diesen Bewegungen bereits eine so lange Zeit verstrichen, dass man sich billig fragen darf, ob denn alles, was für damals galt, unverändert auch für heute gilt. Zunächst scheint es in der That so. Trotzdem täuscht sich ein feineres Ohr auch heute nicht. Hört man aufmerksam, so vernimmt man Stimmen, die von einem neuen Begehren nach der verbannten Herrscherin flüstern, sprechen, rufen. Vor allem ist es ja ein altes, allen Menschen wie Durst und Liebe eigenes Bedürfnis, das sich nicht ersticken lässt: das sogenannte metaphysische.

Bedürfnis, der Drang nach Erfassung der Urgründe unseres Daseins, des gesamten Weltzusammenhanges, der „letzten Principien“, all dessen, was sich nicht sehen, greifen, wägen läßt — oder wie man es sonst umschreiben mag.

Die Gleichgültigkeit dagegen ist nicht Uncultur, sondern Übercultur, im besonderen die Erschöpfung an jener sonnenköniglichen Herrschaft. Dazu treten aber noch zwei specielle Umstände. Erstens ist das wissenschaftliche Volksleben sozusagen weit genug erstarkt, um keinen absolutistischen Thron mehr zu fürchten; ja es hat sich soweit ausgespannt, daß es wieder dringend eine einheitliche Ergänzung durch — kurz durch eine Metaphysik braucht. Zweitens sind die heutigen Philosophen eine negative Mitursache davon. Man darf vielleicht als ein hier nicht näher zu erläuterndes noch einzuschränkendes Paradoxon aussprechen: das geringste philosophische Gefühl oder metaphysische Bedürfnis besitzen die — Philosophen. Allein dies gilt ungefähr nur in dem Maße, als die Wissenschaften sich zur Entfaltung eines ganz eigenen Lebens entwickeln, als ihr Interesse sich von den Zwecken, den Problemen ab- und den Mitteln, den Methoden zuwendet. Der heutige Mediciner denkt weniger an die Gesundung seines Patienten als an die zur Erforschung der dazu führenden Wege dienlichen Experimente (man verzeihe mir diesen Stil, denn er spricht beredt); der heutige Philosoph weniger an die Unsterblichkeit als an die zur Erforschung der sie findenden Gedankengänge dienlichen Standpunkte.

Doch es ist nicht ganz so arg bestellt, wie es hier schien. Der ursprüngliche Name der Metaphysik war „erste Philosophie“; so bei Aristoteles und noch bei Descartes im 17. Jahrhundert. Man wollte sie damit als die Lehre von den ursprünglichen Principien, von den ersten Grundlagen der ganzen übrigen Welt kennzeichnen. Wie die Mathematik die allgemeine Unterlage für die Physik ist, etwa jene eine erste Physik oder diese eine zweite Mathematik, so sollte die Metaphysik die allgemeine Unterlage für die übrige, für eine „zweite“ Philosophie, diese also, analog der Physik als angewandter Mathematik, eine angewandte Metaphysik sein. Nun mußte aber sofort ein gewichtiger Unterschied der Auffassung eintreten. Gesezt, es sei der natürliche Zusammenhang wirklich so, daß von Principien, wie sie die Metaphysik lehrt, das übrige, was z. B. die Psychologie lehrt, abhängig sei: besteht dann auch im Erkennen diese Abhängigkeit? Müßten wir erst Metaphysiker sein, um Psychologen u. s. w. sein zu können? Diese Folgerung lag noch durchaus nicht in einer behaupteten natürlichen Anordnung des übrigen Philosophischen nach dem Metaphysischen; Aristoteles zog sogar die entgegengesetzte Konsequenz und forderte vom Erkennen einen Weg, der den Weg der Natur umkehrt: die Grundphilosophie sei erst nach der abgeleiteten Philosophie zu erkennen, und dieser Forderung gab eine spätere Zeit dadurch Ausdruck, daß sie die Aristoteles'schen Bücher über die erste Philosophie hinter denen über die zweite Philosophie, über die sogenannte „Physik“, anreichte, was eben den Namen einer „Metaphysik“ ergab. Je weiter sich nun die Philosophie über Aristoteles hinaus entwickelte, desto weiter entfernte man sich von diesem Standpunkte.

Nur zwei Knotenpunkte seien daraus hervorgehoben. Erstens Descartes: er steht ungefähr in der Mitte des Weges, indem er seine Gedankenkette mit Psychologischem, also einer zweiten Philosophie, beginnt, zu Metaphysischem, also der ersten Philosophie, hinauf und von da wieder zu den Anwendungen hinabführt (sogenannter philosophischer Bogen-
gang). Zweitens Hegel oder wen man sonst als den Gipfel der speculativen Philosophie unseres Jahrhunderts ansehen mag: da war die primäre und allherrschende Stellung der Metaphysik am ausgeprägtesten geworden. Dazu kam eine immer geheimnisvollere Scheu, mit der man jene Anfangsstellung der Metaphysik betrachtete: das „Meta“ sollte auf einen höheren, unirdischen Hintergrund der Physik deuten, auf etwas, wofür Ausdrücke wie „transcendent“ u. als noch schärfere Bezeichnungen beliebt wurden. Die Analogie mit der die Physik begründenden Mathematik verwandelte sich in eine Analogie mit dem Jenseits des Irdischen, und der mißverständene Name der Metaphysik zog ebenso mißverständliche Parallelbildungen nach sich: man sprach von Metempirischem und Metakosmischem, von Metagnostik, Metalogik, Metamathematik, Metapolitik, Metaphysik, während die schlichte Bedeutung des Meta als „Nach“ in Metakritik u. gewahrt blieb.

Unterdessen aber war eine wesentlich andere Denkweise in der Philosophie aufgekommen. Man wurde gegen jene Abhängigkeit der einzelnen Gebiete von allgemeinen Principien oder wenigstens gegen die Erkennbarkeit jener Abhängigkeit und zugleich gegen die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts übertriebene Analogie mit der Mathematik mißtrauisch; andere Analogien übten mehr Zugkraft, zumal die mit den empirischen Naturwissenschaften. An Stelle der Metaphysik als Grundlehre traten andere Grundlehren, vor allem die Psychologie. Wie diese Richtung in theilweiser Anknüpfung an den Vermittler Descartes ihren Anfang in England nahm, wie sie sich dort in starkem Gegensatz zu der mehr metaphysischen Philosophie des Continentes fortentwickelte, wie sie einigermaßen nach Frankreich und später in hohem Maß nach Deutschland herübergriff, wie hier erst Beneke, dann Fechner, endlich Brentano u. a. diesen Psychologismus, diese „Philosophie von unten“ im Gegensatz zu einer „Philosophie von oben“ ausbildeten, kann an diesem Orte nicht ausgeführt werden. Nur das noch, daß dieser Gegensatz gegen die metaphysische Philosophie, um sie kurz so zu nennen, nicht allen seinen Vertretern genau zum Bewußtsein kam und auch nicht immer durchaus zu einer völligen Abhängigkeit der Metaphysik von der Psychologie führte. Und dies gilt auch von dem neuesten Beispiele, das wir anführen werden.

Hand in Hand damit gieng aber noch ein Unterschied. Wer sich mit älterer, zumal Aristoteles'scher Metaphysik beschäftigt, dem fällt bald auf, daß die Untersuchung ungemein rasch bei ersten Principien, Elementen, Grundbegriffen anlangt, und daß diese vielleicht gar keine solchen, sondern sehr zusammengesetzte, möglicherweise sogar irrig zusammengesetzte Gebilde sind. Man hat da einen ähnlichen Eindruck wie von der Phrenologie: diese glaubte eine principielle Arbeit gethan zu

haben, wenn sie den vorgeblichen Diebsfynn und andere „Sinne“ mit Schädelstellen zusammenbrachte, und wurde erst dadurch in eine wissenschaftliche Localisationslehre verwandelt, dass man wirkliche Elemente, d. h. Empfindungen und Bewegungen auf ihren örtlichen Ursprung prüfte. Auch der Chemiker holt seine Principien nicht aus dem Blauen, sondern bemüht sich mit gegebenen Stoffen so lange, bis er überzeugt ist, wirkliche Elemente gefunden zu haben und diese Elemente in durchschaubarer Weise zu alten oder neuen Synthesen vereinigen zu können. Ein solches Vorgehen vermisst man bei der älteren Metaphysik und zwar insbesondere gegenüber dem dort so maßgebenden Begriffe der „Substanz“. Später erregte gerade dieser Begriff Anstoß, und man gelangte mit dem Widerwillen gegen ihn dazu, brauchbarere Begriffe durch eine vorsichtige Zerlegung des vorhandenen Materiales, des sogenannten „Gegebenen“ zu suchen. Hier wäre in erster Reihe der Engländer Locke zu nennen. Man sieht leicht, dass ein solches Suchen ein Ausgehen von der Psychologie verlangt; diese schafft uns ja den erforderlichen Stoff zu jener Analyse. So treffen die zwei Strömungen zusammen: die Abwendung von der Metaphysik als einer Grunddisciplin und die Ersetzung des voreiligen Principienfindens durch eine psychische Analyse.

Beide Strömungen führten aber noch zu einer dritten: die Metaphysik sollte nicht nur ihre Herrschaft und ihre anfängerhaften Methoden, sondern auch sich selbst aufgeben und sterbend in Psychologie oder Erkenntnistheorie oder sogenannte Naturwissenschaft aufgehen. So hört man heute von vielen Seiten rufen; indessen leuchtet wenigstens das eine bald ein, dass dieser Tod der Metaphysik noch keine unerlässliche Folgerung aus jenem Wechsel in ihrem Rang und ihrer Methode ist. Und in der That mehrten sich heute die Stimmen zugunsten einer Metaphysik, die nur eben auf der wissenschaftlichen Höhe der Zeit stehen müsse. Unter anderen hat sich dafür namentlich der Philosoph Volkelt eingesetzt. Wenn wir nun die eingangs erwähnte ebenerschienene Schrift eines jüngeren Wiener Gelehrten, die in Fachkreisen lebhaftes Interesse erregen wird, in diesem Zusammenhange anführen, so geschieht es nicht, weil sie eine Streitschrift über diese Fragen wäre, sondern weil sie diese ohne Streit thatächlich fördert, und weil sich an ihr sowohl die Fortschritte in der Behandlung der Metaphysik als auch die Irrthümer, die in einem Todsjagen dieser Disciplin liegen, gut aufweisen lassen. Sie bietet selbst fast keine Metaphysik, aber umso bessere Vorarbeiten und einen umso günstigeren Eingang zu ihr.

Es konnte wirklich scheinen, als müsse die Metaphysik in eine Psychologie oder Erkenntnistheorie hineinsterven, wenn die ganze Welt nur unsere Vorstellung ist. Das war ein schönes, doch sachlich nicht ausgereiftes Wort. Dieses Papier da ist doch nicht mit meinem Gedanken daran identisch. Der als Beispiel anzuführende Philosoph bietet uns nun jene sachliche Ausreifung, indem er genau unterscheidet: erstens den Vorgang unseres Denkens an etwas, den sogenannten „Act“ der Vorstellung, zweitens das Gedachte selbst, das Object des Denkens, den sogenannten „Inhalt“ der Vorstellung, und drittens das, was selbst nicht ein Be-

standtheil der Vorstellung ist, worauf sie sich nur eben bezieht, also die von unserem Denken gemeinte Sache, den sogenannten „Gegenstand“ der Vorstellung. Diese Unterscheidung von Inhalt und Gegenstand ist in solcher Schärfe und Ausführlichkeit, wie sie der erwähnte Autor Twardowski anbietet, neu; ihm gibt sie Gelegenheit zu weiteren Unterscheidungen, uns zunächst zu einer Grenzberichtigung zwischen Psychologie und Metaphysik. Jene nimmt sich den Act und Inhalt des Vorstellens, diese den Gegenstand davon; indem wir aber den Gegenstand nicht erkennen, am allerwenigsten philosophisch analysieren können, ohne uns auf unsere Vorstellung zu stützen, benöthigen wir zur Metaphysik die Psychologie als eine unentbehrliche Grundlage. Die Metaphysik freilich, auf die Twardowski eine Aussicht eröffnet, ist weniger nach dem Geschmack von Weltschwärmern und mehr nach dem der vorsichtigen Forscher: sie ist die Wissenschaft von unseren Vorstellungsgegenständen überhaupt, diese aber sind nicht das, was man als „Ding an sich“ so gern erfassen möchte, sondern lediglich jene Materialien, die uns bei jeder Weltbetrachtung vorliegen, die sogenannten „Erscheinungen“ oder „Phänomene“. Hatte die ältere Metaphysik den Gegensatz zwischen Erscheinung und Wirklichkeit bald breit ausgeführt, also zu einer Theilung der Metaphysik in Phänomenologie und Ontologie benützt, bald ganz übergegangen, also sich bloß ontologisch gegeben, so beschränkt sich die hier eröffnete Metaphysik ganz auf das eine Gegensatzglied, auf Phänomenologisches. Das ist nicht alles, was man der Metaphysik zumuthen darf, aber mindestens ein unentbehrliches Stück und hauptsächlich ein sicherer Anfang.

Das Mittel, durch welches unser Philosoph die Psychologie für die Metaphysik verwendet, ist eben die Analyse dessen, was die Seele als ihr Material vorfindet. Hier vermag er sich jedoch nicht auf alte geficherte Errungenschaften zu stützen, sondern nur das wenige bislang Gewonnene zu ein paar weiteren Schritten zu benützen. Er beklagt nicht nur die „Thatfache, dass die letzten, einfachen Bestandtheile der Vorstellungen, ihre Elemente im wahren Sinne dieses Wortes, noch nicht gefunden sind“, sondern kann auch überhaupt von „der heutigentags noch sehr mangelhaften psychologischen Analyse der Vorstellungsinhalte und der metaphysischen Analyse der Vorstellungsgegenstände“ sprechen. Nun passen eine derartige gründliche Analyse und der alte Substanzbegriff zusammen wie Feuer und Wasser; andererseits konnte ein Forscher, der wie hier Twardowski den Begriff der Eigenschaft und des Merkmales herausarbeiten wollte, leicht in Versuchung gerathen, den Begriff der Substanz ungeprüft zur Benützung hinzunehmen. Dass er dies nicht that, gereicht nicht nur ihm zum Lobe, sondern auch der Entwicklung einer analytischen Metaphysik, für die wir hier eintreten, zum Vortheil. Er bedient sich keines anderen Vorbegriffes als des jeweilig Gegebenen, das, insofern es als Gegenstand vorgestellt wird, als ein „unum“, genauer: als ein einheitliches Ganzes erscheint. Dann wird nach dessen Theilen und nach einer etwa aufzustellenden Form ihrer Synthese (im Anschluss an Locke u. a.) gefragt. Nichts von Subsistierendem und Inhabierendem, von Träger und Getragenen, von Ansich und Accidens. Dafür aber ein

umso vorsichtigeres Forschen nach den Theilen, aus denen alles Vor-
gestellte jedenfalls und bei jeglicher Weltanschauung bestehen muß. Wir
können hier dem Autor nicht in sein feines Negwerk von Unterscheidungen
der mannigfachen Arten von Theilen eines derartigen Ganzen folgen;
nur so viel sei bemerkt, daß sich fruchtbare Beiträge für die Lehre von
den Relationen, die ja zu einer haltbaren Metaphysik unentbehrlich ist,
zugeben, und daß der Autor den altumstrittenen Begriff der „Eigenschaft“
recht im Sinne der einzelnen Theile selbst, sondern als die Relation
zwischen dem Vorstellungsganzen und je einem seiner Theile, als das
Besitzen dieses Theiles seitens des Ganzen faßt, gemäß der von ihm
wohl zuerst entdeckten Thatsache, daß der Sprachgebrauch viele Namen,
z. B. die Intervallbezeichnungen, sowohl für Verhältnisse als auch für
die Glieder dieser Verhältnisse verwendet. Die sogenannten „Merkmale“,
ein bisher äußerst schwankender Begriff, sind dann alle jene Bestand-
theile eines Vorstellungsgegenstandes, welche in den zugehörigen Vor-
stellungsinhalt eingehen.

So weit wollten wir die Gedankengänge Twardowskis abzeichnen,
theils um jeden, der diesen Einzelfragen nachstrebt, auf eine verlässliche
Stütze zu verweisen, theils aber und besonders um an einem Beispiel zu
zeigen, daß sich nunmehr die Metaphysik von den regelrechten Fort-
schritten, wie sie in den übrigen Wissenschaften geschehen, nicht mehr
auszuschließen braucht. Wenn wir uns noch das Paradoxon erlauben dürfen,
daß an jeder Wissenschaft das Wichtigste ihre Hilfswissenschaften und
Hilfstechniken sind, so können wir der Metaphysik nichts Besseres wünschen
als eine tüchtige Psychologie und eine geschickte psychische Analyse. Auf
diesem Wege wird es hoffentlich auch zu einer genügenden Befriedigung
des allgemeinen metaphysischen Bedürfnisses kommen, dessen Vernach-
lässigung seitens der dazu Verufenen daran schuld sein könnte, daß sich
nur mehr die Unberufenen seiner erbarmten.

Söcking in Bayern.

Hans Schmidkunz.

Heimatglocken. Gedichte aus den Tiroler Bergen von J. A.
Heyl. Innsbruck, Karl Rauch's Buchhandlung, 1893.

Ohne Zweifel ergibt die Phantasie keines zweiten Culturvolkes der
Erde unter dem Eindrucke einer gigantischen und bezaubernden Natur
einen herrlicheren Einklang mit dessen Freiheitsdrange und dessen Opfer-
willigkeit für Herrscher und Reich, als es gerade bei den Tirolern der
Fall ist. Die Ideen des tirolischen Thalbewohners, dessen geistige Sphäre
in der Abgeschlossenheit der Thaltiefe eingefahrt scheint, ringen wie mit
Sonnenstrahlen nach den freien Aetherhöhen. Und sehr wohl läßt sich aus
dem Umstande, daß der echte Tiroler in Stadt und Land der gleiche bleibt,
erklären, wie so just dieses schmucke Alpenland so reich an guten Dichtern
ist, deren Ruhm weit über die Grenzen ihrer Heimat dringt.

Heyl bietet uns in den „Heimatglocken“ eine aufrichtige und natür-
liche Gedichtsammlung. Er glorificiert das Tiroler Heldenthum in an-
muthigen Romanzen, deren epischen Gang seine leidenschaftliche Pyrie, die

auf das Gemüth jedes Lesers angenehm wirken wird, allerdings nicht selten aus dem Geleise bringt. Schilderungen und Reflexion müssen in diesem Werke vollste Anerkennung finden, obwohl der Charakter mancher Dichtungsart zuweilen darunter leidet. Mit Reim und Versbau gieng der Dichter gerade dort sorgfältiger um, wo der Gebrauch einer poetischen Freiheit zur Klarheit des Ausdruckes verholfen hätte. Im allgemeinen jedoch vermißt man bei Heyl jenen gewissen Grad von Formstrenge und formeller Gewandtheit, dessen Vorhandensein das kunstkritische Gehör stets so dankbar empfindet.

Die Lyrik des Bändchens darf als eine erfreuliche Erscheinung idealer Dichtung betrachtet werden. Die Pointe ist, wenn auch selbst nicht immer originell, doch stets selbständig ausgeführt, und die reale und objective Auffassung des Verfassers erscheint uns poetisch und erhaben. Darin mag auch das eigentliche Ziel der Realistik gelegen sein, die in Goethe ihren unübertroffenen idealen Vertreter besitzt. Die „Moderne“ jedoch hat zum Schaden der gesammten Weltliteratur ihr Ziel verkannt und sich beflissen, statt dem Zeitgeist zu entsprechen, denselben zu verzerren, weshalb diese Richtung der „ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes“ ebenso hinderlich ist, als ein gesunder und idealisierter Realismus diesem edelsten Zwecke dienlich bleibt. Auch Bleibtreus Worte, welche Professor Kirchner in seinem „Gründdeutschland“ erwähnt, wollen hier berücksichtigt sein:

„Realismus und Romantik — Worte sind nur, Worte sie,
Doch ihr Sinn schmilzt ineinander in der neuen Poesie.“

Neben dem prickelnden Klange, der Sänglichkeit und Einfachheit bringen namentlich gute und wahre Ideen die Fieder Heyls zur wohlverdienten Geltung. Ein kurzes Lied: „Wer sucht, der findet“ ist reizend gerathen und befriedigt sicherlich jeden Freund vertonbarer Dichtung:

Ich träumt' von einem Brunnlein kalt,
Das sprang aus hohlem Stein
Und rann hinab durch Feld und Wald,
Da war mein Trauern klein.
Grün wird bald
Feld und Wald,

Und das wird ein Jubel sein!

Ich gieng nun in den grünen Wald
Und suchte hin und her
Und fand ein Blümlein wohlgestalt,
Das war recht mein Begehr.

Frohgemuth
Barg ich's gut,
Ließ es welken nimmermehr.

Aus der epischen Auslese klingen wunderkundige Romanzen hervor, so der „Hartmannsbrunnen im Rosengarten“, legendenhaft und gut gegeben. „Die Cadorini vor Asch“ zeigen uns die poetische Kraft des Autors in der kurzen Kriegeromanze mit stark nationalem Pathos.

Ebenso mächtigen Eindruck machen „Absalom“, worin Liebe einerseits und Heldenmuth andererseits in die lebhafteste Handlung einen beinahe tragischen Conflict bringen. Wohl müßte man alle Gedichte anführen, wollte man mehr auf den Inhalt als auf die Bedeutung des Buches eingehen. Der „Sensenschmied von Bolders“ beweist zur Bülle des Dichters lyrisches Talent, das fort und fort die Regeln der Epik verletzt. Zu kriegerischer Begeisterung stimmen uns des Dichters schlachten-dröhnende Kriegerromane wie die letzterwähnte:

Wie klirrt und klappt's von Krügen, drin funkelt gold'ner Wein,
Es war ein scharfes Streiten, drum schenkt auch wacker ein!
Von Kampfmuth, Lieb' und Treue sang ich schon manches Lied;
Heut' gilt's dem besten Helden: von Bolders ist's der Sensenschmied.

Die „Heimatglocken“ erheben weniger Anspruch darauf, als ein formvollendetes Werk betrachtet zu werden, als sie vielmehr mit vollem Rechte zu den besten Dichtungen Tirols gezählt werden können, die mit gewisser Berechtigung dem Gedankengange auf Kosten der beengenden Form Vorzug und Freiheit verliehen haben. Die Gedichtsammlung wird mit ihren edlen, klaren und wahren Poesien ebenso für das Tirolervolk wie für solche, welche Tirols Land und Leute kennen, eine hochehrfremliche Gabe bleiben.

Wien.

W. A. Hammer.

Literarisches Jahrbuch. Centralorgan für die wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Interessen Nordwestböhmens und der deutschen Grenzlande. Begründet und herausgegeben von Alois John. III. Band 1893, Eger, Selbstverlag.

Ich habe bereits zweimal an dieser Stelle mit Freuden das Wort ergriffen, um das ideale Unternehmen anzuzeigen, welches Herr John, der gewandte Schilderer und anerkannte Culturhistoriker, im Dienste seiner schönen deutschen Heimat begründete und unermüdet fortführt. Deshalb darf ich wohl diesmal kürzer sein. Wiederholen möchte ich nur, daß wir ihm nicht genug Dankes dafür erweisen können, daß er uns durch sein schönes Jahrbuch über edle Erscheinungen auf dem Gebiete der geistigen Cultur des Egerlandes und der deutschen Nachbarlande unterrichtet und so auf dem Laufenden erhält. Der dritte Band bringt wieder eine hübsche Anzahl von Gedichten, Skizzen, Abhandlungen und Notizen, die allen Gebildeten zu Nutz und Frommen sind. Einzelnes hervorheben hieße gegen das übrige ungerecht sein. Über Goethes Beziehungen zu Deutschböhmen ist diesmal nichts enthalten. Ich suche vergeblich nach etwas, was ich zufolge der verdammten Pflicht und Schuldigkeit eines „Recensenten“ tabeln könnte, höchstens den lapidaren Stil möchte ich bemängeln, in welchem er zu seinem eigenen Bildnisse die „Stappen“ seines Lebens andeutete.

Bielig. E. M. Prem.



Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Neue Zeit.

Von Franz Tafatscher.

Innsbruck.

Wir hören oft die Greise klagen:
„Es lacht die Jugend alter Art!
Wie schön war's doch in uns'ren Tagen,
Als Vätersitte noch gewahrt!“

Habt Ihr den Bergstrom nicht gesehen,
Der jugendstark den Urfels bricht
Und neue Bahnen läßt erstehen,
Verborg'ne Tiefen schenkt dem Licht?

Gemach! Laßt alte Formen sterben,
Nicht ist das Alte drob entweicht,
Wir wollen frische Kraft vererben:
Ein Recht auch für die neue Zeit!



Das Haar der Berenike.

Von Ludwig August Frankl.

Wien.

Ägyptens Königstochter Berenike
War jungvermählt mit Evergetes,
Dem Ptolemäer; heiß von ihm geliebt,
Bot sie auch ihm der Liebe sel'gen Reichthum.
Schön war sie, und der Dichter Lippen priesen
Der blauen Augen leuchtende Türkisen.
Von ihrem Lächeln gieng im Land die Kunde,
Sie säe Perlen mit dem Purpurmunde.
Zwei Lilienblätter schienen ihre Wangen,

Darauf die Morgenröthe aufgegangen,
 Beseelte weiße Rosen ihre Brüste,
 Die, als er sie geschaffen, Gott selbst küßte.
 Es glich ihr schlanker Wuchs der Lanze,
 Geschwungen kühn beim Schwertertanze.
 Schritt, unter Palmen wandelnd, hin ihr Fuß,
 Sie boten rauschend ihr den Schwestergruß.
 Doch all die Schönheit schien gering
 Dem, dessen Blick an ihrem Haare hieng,
 Das, leicht verhüllend, um nicht zu verblenden,
 Als Mantel niederfloß bis zu den Lenden,
 Hinab bis zu den purpurnen Sandalen,
 Ein Wasserfall aus gold'nen Sonnenstrahlen.

Es überzog den König Evergetes
 Sein Nachbar Antiochos Tors mit Krieg;
 Da riß sich los der Fürst von seiner Gattin,
 Loßwindend sich aus ihrem gold'nen Netze,
 Und zog hinaus zum todesvollen Kampfe.
 Zum Tempel aber schritt der Göttin Venus
 Die Gattin, und sie hieß den Priester scheiden
 Von ihrem Haupt den gold'nen Wald der Haare,
 Und betend brachte sie das Opfer dar,
 Dafs sie beglückt der Gatte wiederkehre.

Nach Monden zog der König Evergetes
 Von Sieg umleuchtet zu der Göttin Tempel,
 Das gold'ne Haar der Königin zu holen,
 Um es im reichen Schatzhaus seines Reiches,
 Kostbarer ihm als Perl' und Edelsteine,
 Als aller Kronenschmuck, stolz zu bewahren.

Seltfame Kunde wurde da dem König
 Von einem Wunder durch den greisen Priester:
 „Die Göttin hat das Opfer angenommen,
 Und dafs auf Erden einst das felt'ne Zeichen
 Frommheil'ger Liebe nicht verloren gehe.
 Versetzte an den Himmel sie als Sternbild
 Das gold'ne Haar der Königin Berenike,
 Dafs es den sterblichen Geschlechtern leuchte,
 Solange Sterne niederichau'n zur Erde.“

Trost der Nacht.

Von Johann Peter.

Großmefeldorf bei Wien.

Du sternlichter Himmel,
 Goldfunkelnde Pracht,
 O sei mir willkommen,
 Du ruh'same Nacht!
 Nach Stürmen und Kämpfen,
 Nach Drangsal und Noth
 Bringst Du Deines Friedens
 Neustärkendes Brot.

Du lehrest vergessen,
 Was elend uns macht,
 Und schenkst uns der Träume
 Olympische Pracht.
 Du hebst uns're Seele
 Zur Allmacht empor,
 Erschließend der Schönheit
 Lichtgoldiges Thor.

Du zeigst uns das Leben
 Im himmlischen Glanz,
 Geschmückt mit der Freude
 Jungfräulichem Kranz.
 Drum sei mir gegrüßet,
 Du heilige Nacht,
 Du sternlichten Himmels
 Goldfunkelnde Pracht!



Morgendämmerung.

Von Victor Feldegg.

Wien.

Still athmet die Unendlichkeit
 Im Himmelsraum,
 Und schimmernd hüllt die Welt so weit
 Ein Märchentraum.
 Da klingt ein leiser Geisterchor
 Wie Harfenton:
 Die Fürstin steigt im Ost empor
 Zum Sternenthron.
 Und vor der Sonne jäh erblaszt
 Der Sterne Schein —
 Sie kennt im gold'nen Glanz und Glast
 Nur sich allein.



Das Lied.

Von Franz Herold.

Prag.

Du schwacher Spätling in der neuen Welt,
 Du dummer Weiser vor dem Heer der Klugen,
 Du armer Narr am Hof des Königs Geld.
 Nach dem wie oft die Hundeknechte schlugen:
 Was willst Du, Dichter, heut' mit Deinem Lied,
 Wo Kopf von Kopf wie Fack von Fack sich schied,
 Das Trümmerchen in jedem Kopf die Welt,
 Weil Dünkel drauf Vergrößerungsgläser hält,
 Du, dem im lichten Sonnenstäubchentanze
 Die Welten ziehn vor Gottes Augenglanze!
 Was willst Du, Dichter, mit dem weichen Sang
 Zu der Maschine rauhem, rohem Klang,
 Zu der „Enterbten“ dumpf erklung'nem Groll,
 Der wie ein Brand die Welt verzüngen soll!
 Was willst Du, Träumer mit der sanften Miene,
 Im Mädersturm der großen Weltmaschine,
 Die, vom Gesek allein bewegt im Grunde,
 Jetzt Krieg, jetzt Pest erscheinen läßt zur Stunde,
 Das Bogenspiel der Völkerpolitik
 Auf Rhythmen trägt der Zahlenstatistik!
 Das Höchste sei, und bist am Ende nur
 Der Glockenschläger an der Schicksalsuhr.
 Die Welt gehört den Forschern und den Findern,
 Dem Schwert, dem Gold, doch Du — geh zu den Kindern!

Den Kindern, ja! Ist doch ein Kind das Lied,
 Das eben erst von Ewigkeit sich schied.

„Hurrah, gesiegt! Bei Gott und Teufel auch!
 Du, 's war mir doch, ich hab' ihn sehen fliegen,
 Den schwarzen Adler, durch den Pulverrauch,
 Das rothe Kreuz¹ in seine Fänge kriegen
 Und heim zum Horst in uns're Steiermark!
 Brennt Dich der Schuß? Na, Franzl, sei nur stark,
 Denk' nur, dem Felbherrn gieng's verteuftel na!
 Hurrah, Radekty, Vater uns, Hurrah!“ —
 Ins Städtchen rückt das Jägerbataillon
 Im schnellen Marsch, außs neu' gesammelt schon,
 Gezählt, geordnet: einer blieb von vier,
 Die brauchen jetzt zu suchen nicht Quartier! —
 Da endlich ist's! Die Scheiben sind entzwei,
 Rein Mensch im Flur, die ruß'ge Küche leer.

¹ Von Savoyen, respective Italien.

„Nu wüßt' ich gern, wer hier der Hausherr sei?
 Am End' der Teufel? Na, so komm' er her!
 Ein Schmied hat stets sich gut mit ihm vertragen,
 Weiß schon warum“ — und hebt die Hand zum Schlagen —
 „Ah so, ein Weib, braun, Augen wie die Kohlen!
 Na, na, die meint, der Teufel soll mich holen!
 Signora, Frau — mein Welsch wird doch nit reichen,
 Na, muß ich reden halt mit ihr durch Zeichen.“

Nicht birgt das Italienerweib die Wuth:
 Vor einem Monat mit dem Federhut
 Ist so ihr Mann marschiert als Verfallgier'
 Dorthin, wo dieser Gast gekommen her.
 Sie ahnt es schon, nun hält er Lagerruh';
 Hätt' sie nur Gift — und schlägt die Thüre zu.
 „Na, na, nur stat, was kann ich fürs Geschehn?“
 Da sitzt ein Kind, er hat's erst jetzt gesehn,
 Ein bißchen wirr die schwarzen Lockensträhnchen,
 Doch diese Backen, diese weißen Zähnchen!
 Ja, ja, sie lacht, er auch, recht alle beide.
 „Nu, komm nur her, ich thu Dir nichts zuleide!“
 Und heimwärts träumt sich der Reservemann;
 Elf Monde sind's, daß er sie doch gewann,
 Und durst' er warten nur noch dreie, vier,
 Biegt' er sein Blondchen wie das Schwarzen hier.
 Ob's auch so wird, so lieb, so zugethan?
 Ob's auch so griff' ihm Nas' und Backen an?
 „I, geh, Du Schelm, das war zu arg, der Bart
 Bleibt für den Dienst, den Kaiser noch gespart!
 Bist zwar kein Bua, doch wart' nur: hopp, hopp, hopp!
 Gefällt Dir's wohl? Ei, Pferdchen, lauf Galopp!“

„Amabile!“ Die Mutter schreit's und zieht
 Das Kind am Arm, das weiß nicht, was geschieht.
 Des Jägers Brust trifft ihrer Fäuste Stoß,
 Der setzt sich auf im Stuhl ein bißchen bloß
 Und denkt: „Na, na, es wär' nit meine Schuld,
 Thät' ich vielleicht verlieren die Geduld.“
 Amabile schmiegt sich an sein Gesicht,
 Die Mutter starrt, nein, sie begreift es nicht;
 Sie sieht vor sich den Feind, vor dem ihr graut,
 Und dort ihr Kind — es hat sein Herz erkaunt.

Antwort.

Von A. Maher-Wyde.

Wien.

Ob liegt die Welt in Eis und Frost begraben,
 Tiefgraue Nebel hangen trauernd nieder,
 Rings starrer Tod, das Sonnenlicht erloschen,
 Verstummt des Waldes frohe Wechsellieder.

Ist es das Ende, frag' ich mich beklommen,
 Soll Tod und Nebel nimmermehr zerfließen?
 Trüb sinkt der Blick — da, längs dem Ackeraine
 Gewahrt er saftgrün junge Halme sprießen!



Martin Brandt.

Schauspiel in vier Aufzügen von Stephan Milow.

Görz.

(Fortsetzung.)

Dritter Aufzug.

Arbeitszimmer Gustavs von Wellborn. Entsprechende Einrichtung. Thüren an den Seiten und hinten.

1. Scene.

Gustav von Wellborn. Arthur von Wellborn (tritt rückwärts ein).

Arthur. Gustav, ich habe mir eine kleine Eigenmächtigkeit erlaubt. Hoffentlich schilfst Du mich nicht. Der alte Brandt bat mich, ihm bei Dir eine Unterredung zu vermitteln. Da nahm ich gleich Deine Zustimmung voraus und sagte ihm, er solle Dich nur ohneweiters aufsuchen.

Gustav. Das ist mir allerdings nicht recht.

Arthur. Halte mir's zugute! Es steckt etwas in dem Manne, das mich zugleich mächtig rührt und gegen ihn erregt. Diese Weichheit und Demuth, und dabei dieses bald hinterhältig Lauernde, bald jäh Herausfahrende! Wenn ich mir aber auch sein Wesen nicht erklären kann, so hab' ich doch das Gefühl, daß er beschwichtigt werden muß. Und bist Du nicht im Begriffe, gegen seinen Sohn ein großes Unrecht zu begehen?

Gustav. Ein Unrecht, zu dem er selbst mich zwingt. Warum versetzte er mich in diese Lage? Ich bot ihm ja auch einen Ausgleich an. Ubrigens geh' ich, so schlecht er mir für meine gute Absicht dankte, gerne auf neue Verhandlungen ein. Vielleicht hat er sich eines Besseren besonnen, und mir selbst liegt daran, ein Zerwürfniß zu vermeiden. Nur daß der Alte die Sache seines Sohnes führt, das hätte ich abgelehnt. Da Du ihm indessen willfährig warst, so mag er in Gottes Namen kommen!

Johanna (tritt von rechts ein, blickt eine Weile ihren Vater an, stürzt dann stürmisch auf ihn zu und küßt ihm die Hand). Zürnst Du noch immer, Vater?

Gustav. Ich frage zurück: Siehst Du Dein Unrecht ein?

Johanna. Du magst mich richten, nur richte mild!

Gustav. Die Reue begegnet gewiß der Milde.

Johanna. O, es drückt mich ja schwer genug, daß ich Dir so viel Sorge bereite!

Gustav. Alles ist verziehen und vergessen, wenn ich den Grund dieser Sorge als abgethan betrachten kann.

Johanna. Abgethan! Wie soll ich mir plötzlich aus dem Herzen reißen —

Gustav (aufbrausend). Also noch immer dieselbe? Und schleicht mir doch nach? Glaubst Du etwa, ich bin heute schon ein anderer? O, welches Kreuz hab' ich zu tragen! Genug! Kein Wort mehr! Ich seh' es, für uns ist die Stunde der Abrechnung noch nicht gekommen: Du bist noch zu verstockt, und ich bin noch zuwenig ruhig. So geh!

Johanna (in Thränen ausbrechend). Was kann ich Dir noch sagen? Wie vermag ich Dich von dem zu überzeugen, was in mir pocht? Und wollte ich Dich nun händeringend noch so heiß ansehn, Du gäbest mir immer wieder zur Antwort: Warten wir! Mädchenwünsche wechseln. — So sei's! Stelle mich auf die Probe. Ich verlange nicht im Augenblick, was wir uns vielleicht beide erst verdienen müssen; aber zürne mir nur nicht. Hilf Du mir, Onkel! Besänftige den Vater! Er soll mir gut sein, er soll glauben, daß ich nicht anders kann.

Arthur. Meine Johanna, wie herzlich lieb ich Dich habe, das weißt Du wohl; aber vermöchte ich hierin noch Deinen Vater zu über treffen? Vertraue ihm, vertraue uns allen, so ist Dein Schicksal wohl behütet! (Er küßt sie auf die Stirne. Johanna geht rechts ab.) Das Mädchen thut mir leid. Nun sie fort ist, darf ich wohl freier sprechen. Ich gestehe Dir's, Gustav, all das, was um mich vorgeht, greift mir immer mehr ans Herz. Daß Du die Liebenden unerbittlich trennst, dafür wirfst Du gewiß Deine guten Gründe haben. Aber es ist viel Weh dabei, für Dein Kind und für die andern. Du mußt nun wohl dem Director Brandt umsomehr in allem genuthun, als Du den Werber Brandt so hoffnungslos abweist.

Gustav. Das will ich, wofern nur er selbst Vernunft angenommen hat.

Anton (erscheint im Hintergrunde). Herr Martin Brandt!

(Gustav gibt dem Bedienten einen zustimmenden Wink.)

Arthur. Er ist etwas redselig. Hör' ihn ruhig an und sei nicht schroff gegen ihn!

(Anton hat die Thür geöfnet und Martin Brandt hereingelassen; dann geht er ab. Martin Brandt kommt mit einer tiefen Verbeugung vorwärts.)

Gustav. Grüß' Gott, Herr Brandt!

Arthur. Ich gehe.

Martin (ihn zurückhaltend). Nein! Bitte, bleiben Sie!

Gustav. Es ist besser, Du lässest uns allein.

Arthur. Was bedarf es meiner Gegenwart, Herr Brandt? Ich habe nichts zu entscheiden, und mein Bruder bringt Ihnen die versöhnlichste Stimmung entgegen.

Martin. Doch, doch! Bleiben Sie! Mir zuliebe. Sie müssen dabei sein.

Gustav (läßt Martin ein, sich niederzusetzen. Alle drei setzen sich). Nun denn, verständigen wir uns in aller Ruhe! Wir haben wohl beide nicht Maß gehalten. Ich war gegen Ihren Sohn zu scharf, und Sie wurden vollends gleich zum Brausekopf. Was mich betrifft, so will ich meinen Fehler gern gutmachen. Sie finden mich zur Gewährung des Äußersten bereit. Welche Forderungen stellt Ihr Sohn? Setzt er nur mein Recht nicht ganz außer Auge, so zweifle ich nicht, daß wir in Frieden auseinanderkommen.

Martin. In Frieden auseinanderkommen? Das wird schwer sein. Sie haben gegen meinen Sohn nicht recht gehandelt: gut, daß Sie's selbst bekennen. Das ist schon etwas, und ich merk' es an. Aber ich bin nicht hier, um mit Ihnen einen Pact, wie Sie ihn meinen, abzuschließen. Da gelangten wir wohl auch zu keiner Einigung. Darum lassen wir das jetzt beiseite und gehen wir auf anderes über! Runzeln Sie nicht die Stirne! Es kommt mir selbst wahrhaftig nicht leicht an. Doch warum sollte ich zuletzt zagen? Es gilt ja mein einziges Kind. Ach, daß Sie so in der Sache ständen wie ich! Mir ist das alles so klar, so selbstverständlich, und doch — da ich Sie dafür gewinnen will, weiß ich nicht wo anfangen. Herr von Wellborn, kurz und gut: geben Sie die zwei zusammen!

Gustav. Sind Sie bei Trost? Darauf zurückzukommen! Das ist abgethan. Und so schließen wir!

Martin. Nicht doch! Hören Sie mich noch an! Ich hab' es nicht geschickt gemacht. Da platz' ich gleich im Anfang mit dem heraus, was ans Ende gehört. Holen wir also weiter aus! Sie waren von der Werbung meines Sohnes überrascht und sagten Nein! Ich kann's begreifen. Aber prüfen Sie alles nur genauer, schauen Sie ein wenig in die Herzen! Ist's der Reichthum, der Ihr Kind meinem Fritz so theuer macht? Gewiß nicht, beim Himmel! So konnte er auch vergessen, daß er ihr nichts zu bieten hat. Und sonst durfte er seiner Kraft schon ein bißchen was zutrauen. Ist dem immer nur das Geld alles? Freilich, das Geld sieht jeder, und mit dem Gelde kann man sich bei jedem in Respect setzen; was aber einer im übrigen sein nennen mag, das kann er nicht anhängen, und wenn er's könnte, sähen die Leute wohl gar nicht darnach und dächten: Da hast Du 'was Rechtes dran! Aber Sie sollten es doch anders betrachten, und Sie müssen am besten wissen, was in meinem Fritz steckt!

Gustav. Das wird ja eine ganze Vorlesung.

Martin (ohne die Einrede zu beachten, fortfahrend). Freilich sollt' ich ihn nicht selbst so loben. Aber muß ich nicht? Und er verdient's. Nun zu ihr! Was sagten Sie? Mein Sohn hätte dem Mädchen heimlich den

Kopf verrückt? Nun ja, heimlich, wie eben die Liebe ist. Und wissen Sie nicht, daß sich ein Geschöpf wie dieses gar nicht den Kopf verrücken läßt, sondern nur der Eingebung des eigenen Herzens folgt? Haben Sie für Ihr Kind kein Auge und Ohr? Aber das liegt wohl so: diese Liebe paßt Ihnen nicht, und da fragen Sie auch nicht viel darnach, ob es Schmerz und Thränen setzt. Wäre ich mit meinem Fritz so umgegangen, ich hätte mich um das Beste meines Lebens gebracht. Was war mir denn der beglückendste Ersatz für so viel Noth und Plage? Stets seinen Gedanken nachzuspüren, mit ihm darüber zu reden, wenn etwas verwirrt war, es aufzulösen, und, wenn ihn etwas drückte, es ihm leichter zu machen, damit zuletzt alles zu seinem Heile ausichlage. Und Sie? Sind Sie mit so vielen Glücksgütern gesegnet, daß Ihnen das nichts zu gelten braucht? O, dann wären Sie trotz alldem nicht zu beneiden!

Gustav. Nicht weiter! Meine Geduld ist erschöpft.

Martin (sich besinnend). Verzeihen Sie! Treff' ich den rechten Ton nicht besser? So stell' ich mich meinem Fritz nur noch mehr in den Weg, und ein Anhängel wie ich gefällt ohnedies den wenigsten. Ich wollte Sie nicht in Zorn versetzen, sondern nur menschlich fassen und daran erinnern, daß wir beim Aufbau unseres Lebens da drinnen (klopft sich an das Herz) beginnen müssen. Über das, was von außen kommt, haben wir ja keine Macht. Wie schnell wechseln oft die Menschenschicksale! Das geht immer hinauf, hinab. Ihr Vater war einst auch arm — o, ich hab' ihn wohl gekannt! — während sich der meine eines schönen Wohlstandes erfreute; aber dann wandte sich einmal alles, und Ihr Vater stieg empor über den meinen weg —

Arthur (erregt ausbrechend). Über den Ihren weg — mein Vater? (Steht auf, das gleiche thun Gustav und Martin.)

Gustav (gleichfalls erregt). Kein Wort mehr!

Martin (sich aufrichtend, fest). Ja, über den meinen weg. Das spürt' ich recht empfindlich mit, so jung ich damals war. Und ihn selbst hat es später gedrückt. (Zu Gustav.) Das müssen Sie doch auch wissen. Wie hätte er mich denn sonst vor seinem Tode an Sie gewiesen, wenn ich Hilfe brauchen sollte? Nun, ich habe bei Ihnen nie um Geld angepöcht; aber jetzt, da es sich um das Lebensglück meines Kindes handelt, rühr' ich mich.

Gustav. Ja, mit der Hinterlist der Ohnmacht. Wissen Sie sonst nichts mehr aufzubringen? Wenn Sie mir so kommen, habe ich für Sie eine kurze Antwort: Von einer Verbindung unserer Kinder kann keine Rede sein, und im übrigen mag Ihr Sohn sein Recht suchen. Damit sind wir zuende. Gehen Sie!

Arthur. Nein! Sie bleiben. Für mich ist's nicht so einfach abgethan. Was gab's mit meinem Vater? Schon einmal sprachen Sie mir von ihm, daß es mir brennend auf die Seele fiel. Jetzt halte ich Sie dabei fest, und wehe Ihnen, wenn Sie mir nur Gift in das Innere träufeln wollten!

Gustav. Er geht! (Zu Martin mit einer Handbewegung.) Fort!

Arthur. Er bleibt! Reden Sie!

(Im raschen Zusammenspiel.)

Gustav. Nimmermehr! Ich duld' es nicht.

Arthur. Ich aber will's. Warum diese Abwehr, Gustav? Reden Sie!

Gustav. Dein Ungeßüm bringt Dir nur Leid.

Arthur. Weißt Du das im voraus? Schlimm genug. (Zu Martin.) Aber wird's endlich? Wie kommen Sie dazu, den Schatten unseres Vaters in Ihren Handel zu ziehen?

Martin. Wie? (Im plötzlichen Ausbruch des heftigsten Schmerzes.) Durch die Verzweiflung. (Nach einer Pause.) Ich bin ja doch keiner, der einem etwas mit den Fäusten abbrotzt. Das Leben hat mich noch immer nicht hart gehämmert. Sind Sie nun beide in Flammen? Hätte ich auch diesmal schweigen und alles in mich hinunterwürgen sollen? (Sich plötzlich wieder aufrichtend.) Nein! Tausendmal nein! Um mein letztes wehr' ich mich.

Arthur. So reden Sie!

Martin. Gott stehe mir bei! (Pause.) Ich muß bis zu meinen frühesten Erinnerungen zurückgehen, um alles recht eindringlich klar vor Sie hinstellen. Gewähren Sie's dem Alten! — Daß sich Ihr Vater einst als Junggeselle in unserem Städtchen mit einem kleinen Holzhandel ziemlich mühsam fortbrachte, das wissen Sie wohl beide. Damals war mein Vater, der ein einträgliches Erbgut sein nannte, und dem die Mutter eine ansehnliche Mitgift in die Ehe brachte, der weitaus Reichere. Das Haus auf dem großen Plage des Städtchens, das Ihnen Ihr Vater hinterließ, gehörte früher seit Menschengedenken der Familie Brandt. Dort wurde ich geboren, und dort verbrachte ich glückliche Kinderjahre. Dann gieng das Glück unter. Mein Vater war ein bißchen ein Großthuer und verstand nicht zu rechnen. Das brachte ihn in Unordnung. Ich sehe noch greifbar lebendig die Scene vor mir, die sich eines Tages in unserem Hause abspielte. Die Mutter gieng in Thränen auf und ab, während der Vater wie aus Stein mit niedergeschlagenem Blicke dastand. Endlich holte sie aus dem äußersten Winkel eines Schrankes Geld und Papiere hervor. „Bist Du nun ganz frei?“ fragte sie meinen Vater. Er nickte nur bejahend. Bald darauf trat Herr Wellborn ein, nahm mit einer höflichen Verbeugung das Gut meiner Mutter in Empfang, legte dafür mehrere Scheine auf den Tisch und verschwand. Wie ihn dabei meine Mutter ansah! „Der Mann ist unser Unglück!“ rief sie aus. Dieses Wort blieb mir in das Innerste gegraben. Es war nun eine bange Zeit für uns hereingebrochen, und in allem gieng es uns knapper. Aber das Schlimmste stand uns noch bevor. Wieder kam ein Tag, da rang meine Mutter in Verzweiflung die Hände. In allen Zimmern wurde gepackt. Was gab es? Wir mußten aus dem Hause. Der neue Herr hieß Wellborn.

Gustav. Was wollen Sie mit dem allen? Wen treffen Sie damit?

Martin. Den, dem's zu Herzen geht. Wie es damals auch im Städtchen eine gewisse Bewegung hervorbrachte. Den Hergang erfuhr ich erst viel später von meiner Mutter. Mein Vater steckte bald so tief drinnen, daß er sich arg bewuchern lassen mußte. Herr Wellborn, der Hauptgläubiger, besaß das Pfandrecht auf sein Gut und kaufte alle übrigen Schuldscheine zusammen, die ja weit unter den Beträgen, auf welche sie lauteten, zu haben waren. Auf einen der letzten hatte mein Vater, dem niemand mehr borgen wollte, die falsche Unterschrift eines Gutshebers gesetzt. Das entdeckte Herr Wellborn und nützte es weidlich aus. Unter der Androhung, seinen Schuldner an das Gericht zu liefern, schraubte er ihn bis zum völligen Ruin. Der schöne Besitz meines Vaters war nicht mehr zu retten: bei der unvermeidlichen Feilbietung wurde er Herrn Wellborn zugeschlagen.

Gustav. Das ist gehässig dargestellt. So war es wohl nicht.

Martin. Ich geb's, wie ich's weiß.

Arthur. Weiter! Weiter!

Martin. Man fühlte mit uns Mitleid und murrte nicht wenig gegen Ihren Vater. Aber das dauerte freilich nicht lange. Der neue Hausbesitzer wußte sich bei seinen Mitbürgern auf jede Weise nützlich zu machen; es gab keinen Regsamern als ihn, es war also auch natürlich, daß man ihn zum Stadtrath wählte. Damit war alles ausgelöscht und vergessen. Herr Wellborn kam nun rasch hinauf. Er nahm Ihre Mutter zur Frau, trat bei der Firma Lent als Compagnon ein und errichtete endlich selbst eine Papierfabrik. Das Geschehene hinderte auch nicht, daß er später als reicher Mann gar geadelt wurde. — Wir waren in zwei niedere Pöcher untergetroffen, in welche uns mit der Noth ein gar böser Geist folgte: der Unfriede zwischen den Eltern. Meine Mutter zergrämte sich und klagte den Vater oft an: „Wo soll es mit uns hinaus? Was wird aus unserem Kinde?“ Die Folge war, daß sich der Vater meist außer Hause herumtrieb — als Nichtsthuer, welcher die Schenken aufsuchte; denn er fand keine Arbeit, zu der er sich schickte. So sank er immer tiefer. Meine Mutter dagegen plagte sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend, um das Nöthigste zu erwerben. O, welche Bilder steigen da vor mir auf! Mir war's nach all den Tagen einstigen Glückes wie ein Traum, wenn ich die Mutter in der beruhten Küche, wo sie schlief, hantieren, oder am Waschtrog sich die Hände wund reiben sah. Den Vater bekam ich nur noch beim Essen zugeflichte, oder er lag, dumpf brütend und übernünftig, auf seinem Bette. Ich gieng längst nicht mehr in die Schule und suchte mir als Laufbursche ein paar Groschen zu verdienen, die ich immer getreulich der Mutter ablieferte. Da gab es dann ein besseres Mahl; aber in das Mahl fielen Thränen. Vorüber! Vorüber!

Gustav. Wir brauchen wohl nicht mehr zu wissen.

Martin. Nur noch ein paar Worte! Einmal, als ich durch die Straße gieng, gewahrte ich, wie mein Vater auf Herrn Wellborn stieß und ihn mit einem wilden Lachen anhielt. „Nicht wahr, es ist Zeit, daß ich ein Ende mache? Soll auch geschehen, und lassen Sie sich

dadurch ja nicht die lustige Lebensreise verderben!" Herr Wellborn wandte sich entsetzt ab und eilte weiter. Am Abend desselben Tages wurde die Leiche meines Vaters aus unserem Flüschen gezogen. Manche glaubten, der Trunkenbold sei verunglückt; ich wußte es besser. Nicht lange darauf starb meine Mutter in der Armenversorgung. — Über mich habe ich nicht viel beizufügen. Zuerst wanderte ich jahrelang als Soldat in der Welt herum; dann erhielt ich mit meinem Abschiede eine Bahnwächterstelle und nahm ein Weib. So, jetzt bin ich fertig!

Arthur (der in immer steigender Aufregung zugehört). Fürchterlicher Alter, wärst Du mir doch nie so ehrlich erschienen! Und doch glaube ich Dir nicht. Dieses Geschichtchen hast Du erfunden aus Grimm und Galle!

Martin (verzweifelt lachend). Hahaha! Nur nicht vergessen! So etwas behält man. Nicht ein Tüttelchen laß' ich davon ab. Ich habe nie den Leuten davon vorgegeschwatzt; aber jetzt mußte es heraus. Sie sind diejenigen, die das noch angeht, und Ihnen schrei' ich die Frage ins Ohr: Ist's an dem Geschehenen nicht genug? Soll Ihr Haus das meine zum zweitenmal ins Unglück stürzen? — Verlangt jedoch der Ungläubige etwa noch Beweise, so kann ich auch diese geben. (Zieht ein Blatt Papier hervor. Zu Gustav.) Ihnen gegenüber thut das wohl nicht noth. (Zu Arthur.) Und Sie — Sie kennen doch die Schrift Ihres seligen Vaters? So lesen Sie! (Reicht ihm das Blatt.)

Arthur (hat Martin zitternd das Blatt entrißen und starrt hinein. Pause. Wie er liest, wogt seine Brust immer mehr. Jetzt läßt er die Hände sinken und blickt Gustav durchdringend an. Dann zu Martin.) Gehen Sie! Aber dieses Blatt lassen Sie mir noch!

Martin. Gern. Ich brauch' es nicht mehr.

Arthur. Also fort! Fort! Ich habe mit meinem Bruder zu sprechen.

Martin (erschöpft, mit verzweifelter Fassung). Gehe schon. Und nun, gefällt es Ihnen, so schlagen Sie alles in den Wind, und ich schleppe meine Last weiter, bis ich zusammenbreche! (Geht rückwärts ab.)

Arthur. Wahr! Alles wahr! (Nimmt das Blatt und liest laut.) „Mein lieber Brandt! Ich fühle, daß es mit mir zuende geht. Da Sie das kleine Capital, das ich durch Schenkung auf Sie übertragen wollte, hartnäckig ausschlugen, so versprechen Sie mir doch, wenn Sie je Noth leiden sollten, sich an meinen Sohn Gustav zu wenden. Ihr Geschick ist ihm ans Herz gelegt. Auf mir lastet eine große Schuld. Ich habe Ihren Vater Schritt für Schritt ins Verderben und in den Tod getrieben. Er war einst gegen mich hochmüthig und führte das Mädchen heim, um das ich früher vergebens geworben. Da erfaßte mich Haß und Neid, und eine dämonische Habsucht kam dazu. So schwer mir dieses Bekenntnis ankommt, es ist doch nur eine kleine Sühne für meine Schuld, und ich stehe bald vor dem ewigen Richter. Verzeihen Sie mir für Ihren Vater! Was ich an ihm begangen, nagte ja später umso verzehrender an mir, je glücklicher sich sonst mein Leben gestaltete. Ich bin im Innern meines Raubes nie froh geworden.“ — Gustav, mir schwindelt! Die

Schrift ist echt. Sprich Du jetzt! O diese Beklemmung! (In Gedanken vor sich hinblickend.) Was wird da plötzlich für eine Erinnerung in mir wach, die ich erst in der Beleuchtung dieses Augenblickes recht verstehe! Es war während der letzten Krankheit unseres Vaters. Ich saß allein an seinem Bette. Da ergriff er, sich in Schmerzen windend, meine Hand und sagte zu mir: „Mein liebes Kind, da ich scheiden soll, drückt es mich doppelt bang, daß ich im Leben nicht immer den rechten Weg gegangen. Das brachte mir mit der Reue viel Leid! Sei Du glücklicher! Nichts trübe Deine Seele, und denke nur ja immer in Liebe Deines Vaters!“ Wie hätte ich mir damals über diese Worte lang schwere Gedanken gemacht! Ich war ja jung, und die Jugend vergißt schnell. Aber jetzt! — Gustav, — Gustav, was hast Du mir zu sagen? Es schnürt mir immer enger die Brust zusammen.

Gustav. Kann man nüchtern zu Dir reden? Ich bin kein überströmender Gefühlsmensch wie Du, und ich stehe vor nichts Neuem. Es ist richtig: unser Vater vertraute mir an, was der Schmerz seines Lebens war. Er hatte seinen Wohlstand nicht mit reinen Händen gegründet, und das umdüsterte sein Gemüth, da in späterer Zeit auch noch Krankheit dazu kam, immer mehr. Neu ist mir nur, daß er, schwach und gebrochen, diesen Brief an den Bahnwächter schreiben konnte. O, wenn ich das gewußt hätte! Er hat in seiner Gewissenspein recht bedauerlich unser beider vergessen. Warum seine Kinder so preisgeben? Glaubst Du denn, an diesem Alten ist alles lautere Ehrlichkeit? Erscheint es nicht vielmehr wahrscheinlich, daß er, im Besitze eines solchen Bekenntnisses, es auf all das, was sich vor uns abgespielt, schlaun anlegte? Hättest Du mich ihn doch fortsenden lassen!

Arthur. Da war nichts gewaltsam zu unterdrücken. Früher, früher lag es an Dir, einen solchen Auftritt abzuwenden. Aber nach dem allen frage ich jetzt nicht. Was halten wir uns dabei auf! Mich martert nur der eine Gedanke: daß das geschehen!

Gustav. Ich seh' es, unser Vater wußte wohl, warum er es Dir verbarg. Ist Dir's doch nicht erspart geblieben, so mußt Du es überwinden. Sei stark und halte Dich aufrecht!

Arthur. Kann ich's, da mir der Boden unter den Füßen wankt? O, ahntest Du, wie mir ist! Das wälzt sich erstickend über mich. Lust! Lust! Mir zerspringt das Herz.

Gustav. Was sag' ich Dir noch? Du bist außer Dir. Sammle Dich vor allem! Ich lasse Dich jetzt am besten allein. Wir wollen wieder miteinander sprechen, wenn Du ruhiger geworden bist. Dann hast Du wohl auch ein anderes Maß für die Betrachtung des Geschehenen gefunden. (Geht links ab.)

Arthur (Gustav nachsehend). Glaubst Du? (Starrt wieder in das Blatt.) O Vater, Vater, kannst Du aus dem Grabe heraus Dein Kind so zermalmend treffen? Wie innig hieng ich an Dir! Ich war ja auch Dein Liebling, und Du hätscheltest mich nur zusehr. Was Ernst und Mühe erheischte, übertrugst Du meinem älteren Bruder; mir dagegen hieltest

Du jede kleinste Sorge fern, für mich sollte es nur Heiterkeit und Freude in der Welt geben. Und jetzt? Das lichte Bild, das mir von Dir im Gedächtnisse lebt, zerfließt, und vor mich tritt eine unheimlich finstere Gestalt, die mir Schen und Grauen in der Seele weckt. Ist das zu fassen? Also das warst nicht Du, der mir in allem so gut und edel erschien? Das warst nicht Du, mit dem ich, ob er auch längst dahingegangen, jeden Augenblick in Gedanken zutrauliche Zwiesprache halten konnte? Ich Unglückseliger! Weh mir! Nicht der Tod nahm mir meinen Vater: erst in dieser Stunde hab' ich ihn verloren! (Wirft sich, in sich zusammenbrechend, in einen Sessel.)



„Im trauten Heim.“

Ein österr. Familienblatt. II. Jahrgang.

Herausgegeben von der k. u. k. Hofbuchdruckerei und Verlags-handlung

Carl Fromme

in Wien, II/1 Glockengasse 2.

Erscheint jeden Sonntag und ist durch die Administration und alle Buchhandlungen zu beziehen. — Preis bei freier Zustellung jährlich 4 fl.

„Im trauten Heim“

bietet in bunter Abwechslung eine Reihe vorsichtig gewählter **Erzählungen**, **Novellen**, **Romane**, humoristischer und ernster Skizzen und in seiner „**Politischen Chronik**“ eine kurze Übersicht der politischen Ereignisse der letzten Woche, bringt ferner „**Hofnachrichten**“, „**Neues über unsere Landsleute im Auslande**“ u. s. w.

„Im trauten Heim“

bietet weiters in seinen Abtheilungen „**Literatur und Kunst**“, „**Theater**“, „**Natur- und Völkerkunde**“, „**Erziehung und Unterricht**“, „**Haus- und Landwirthschaft**“, „**Gesundheitslehre**“, „**Unsere Hausmusik**“, „**Wiener Chronik**“, „**Heer und Marine**“ u. s. w. in abwechselnder Folge eine Fülle von Lesestoff, der aus „**Im trauten Heim**“ schon längst ein allgemein beliebtes Familienblatt gemacht hat. Die Rubriken „**Sport und Mode**“, „**Kleinigkeit für unsere Frauen**“, „**Der bürgerliche Tisch**“ und namentlich der „**Plauschwinkel**“ finden besonders bei unseren geehrten Leserinnen die freundlichste Beurtheilung.



Probe - Nummern gratis und franco.



K. k. österreichische Staatsbahnen.

Giltig ab 3. November 1893.

Kürzeste Zugverbindungen mit directen Wagen:

Wien—Arlberg—Paris—Marseille.

*9.00	ab Wien (Westb.) . . an	*7.35	9.10
9.30	an Innsbruck . . . ab	6.24	7.15
5.52	„ Zürich	10.00	6.12
12.27	an Bern ab	6.00	1.20
4.26	„ Genf	12.30	7.40
8.45	„ Lyon	6.48	.
5.42	„ Marseille	10.43	.
6.32	an Paris ab	8.15	10.20

* Schlafwagen zwischen Wien und Paris.
 Restaurationswagen zwischen Wörgl und Buchs.
 Fahrtdauer: Wien—Paris 3 3/4 Stunden.

Wien—Pontafel—Venedig—Rom u. Mailand—Genua.

*9.00	ab Wien (Westb.) . . an	*7.35	.
9.30	„ Wien (Südb.)	†9.45
12.04	an St. Michael . . . ab	12.47	4.47
4.23	„ Villach	8.58	11.58
6.06	„ Pontafel	7.31	10.22
11.05	„ Venedig	2.20	5.05
6.35	an Mailand ab	6.10	11.25
12.00	„ Genua	3.15	6.58
12.50	an Rom ab	11.10	3.00

* Schlafwagen zwischen Wien (Westb.) u. Venedig—Rom
 u. Restaurationswagen zwischen Glandorf u. Pontafel.
 † Restaurationswagen zwischen Leoben und Pontafel.
 Fahrtdauer: Wien—Venedig 15 1/2 St., Wien—Rom 29 St.

Wien—Köln—Brüssel—London.

*7.45	*8.20	ab Wien (Westb.) . . an	*6.45	9.10
.	2.22	an Passau ab	12.50	1.45
8.06	1.08	an Mainz ab	1.24	10.00
7.24	12.37	an Frankfurt ab	1.57	10.57
12.07	4.57	„ Köln	9.20	6.20
6.02	9.55	an Brüssel ab	1.57	9.23
8.09	11.09	„ Ostende	†11.57	3.35
.	1.24	„ Calais	1.23
5.55	5.55	„ London	6.02	8.15
.	9.48	an Bissingen ab	.	6.56
.	7.15	„ London	8.30

× via München.
 * Schlafwagen zwischen Wien und Mainz.
 † von Ostende nach Köln.
 Fahrtdauer: Wien—London 33 1/2 Stunden.

Wien—Prag—Dresden u. Wien—Eger—Leipzig.

2.50	*10.20	ab Wien (K. F. S. B.) an	*7.25	8.00
5.53	1.43	an Gmünd ab	3.44	4.58
4.19	6.55	an Marienbad ab	10.21	.
6.15	7.40	„ Eger	9.35	.
8.59	8.59	an Franzensbad . . . ab	7.39	.
10.12	10.12	„ Karlsbad	8.1	.
3.42	3.42	an Leipzig ab	1.04	.
9.20	7.00	an Prag (K. F. S. B.) ab	9.30	1.30
2.56	1.37	„ Dresden	12.50	7.10
7.45	6.37	„ Berlin	8.00	.

* Schlafwagen zwischen Wien—Prag.
 Fahrtdauer: Wien—Prag 6 1/2 Stunden, Wien—Eger
 9 1/2 Stunden, Wien—Dresden 12 Stunden, Wien—
 Leipzig 17 1/2 Stunden.

Wien—München—Straßburg—Paris.

Orient- Expr.	Orient- Expr.	ab Wien (Westb.) an	*6.45	7.50	9.10
7.45	8.40	*8.20	an Salzburg . . . ab	12.32	2.21
2.46	.	3.05	„ München	9.12	12.05
6.53	4.35	6.55	„ Stuttgart	1.54	7.35
1.00	8.59	12.30	„ Straßburg	9.40	4.15
5.43	12.14	5.06	„ Paris	8.25	6.50
5.45	8.45	5.10			8.10

Fahrtdauer: Wien—Paris per Orient-Expr. 21 Stdn.
 „ „ Schnellzug 32 3/4 „

* Schlafwagen zwischen Wien und München.

Wien—Lemberg—Odessa—Kiew und Czernowitz—Bukarest.

12.00	*10.00	ab Wien (K. F. S. B.) an	*6.40	4.09
†2.20	*7.07	„ Krafau	9.2	†6.20
5.25	2.32	an Lemberg ab	2.24	10.05
12.25	11.01	an Czernowitz . . . ab	3.41	2.56
7.15	9.55	„ Bukarest	7.00	10.05
10.36	6.43	an Podwoloczyska . . ab	10.10	5.08
8.55	9.54	„ Odessa	8.30	9.30
6.10	11.00	„ Kiew	7.15	12.01

* Schlafwagen zwischen Wien und Krafau.
 Restaurationswg. zwischen Krafau u. Podwoloczyska.
 † Schlafwagen zwischen Krafau und Podwoloczyska.
 Fahrtdauer: Wien—Odessa 36 St., Wien—Kiew 37 St.

Auskunftsbureau der k. k. österr. Staatsbahnen in Wien, I., Johanneßgasse 29.

Dortselbst Fahrkarten-Ausgabe, Ertheilung von Auskünften, Verkauf der ausführlichen Fahrordnungen im Taschenformate. Letztere sind auch in allen Lokal-Verkaufsstellen und Zeitungs-Vertheilungen erhältlich.